

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Die Todesgöttin

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die Todesgöttin

John Sinclair Taschenbuch Nr. 12

von Jason Dark

erschienen am 09.03.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Todesgöttin

Geheimnisvolles Indien! Ein gefährliches, rätselhaftes Land, das plötzlich vom Grauen heimgesucht wurde. Die Diener der sechsarmigen Totengöttin Kali waren wieder unterwegs. Und sie fanden ihre Opfer. In den Städten, den Dörfern, im Dschungel. Es gab nur wenige Menschen, die sich vor Kali und ihren Dienern nicht fürchteten. Einer war Mandra Korab, mein Freund. Er holte mich auch nach Indien. Für mich wurde es ein Flug ins Verderben.

Eigentlich hieß sie Parwati und war Schiwas Gemahlin. Bekannt wurde sie aber nur unter dem Namen Kali.

Kali - die Göttin des Todes!

Sie hatte die Angewohnheit, in verschiedenen Gestalten aufzutreten, und ihre Urgestalt war die schrecklichste.

Sie besaß vier Arme. Pechschwarz war das Gesicht. Die Augen glühten ebenso rot wie die Handflächen. Ihr Haarwirrwarr war blutbefleckt, und um ihren Hals hing eine Kette aus Menschenköpfen.

Seit unzähligen Jahren hatten die Menschen Angst vor ihr. Sie fürchteten die grausamen Taten eines noch grausameren Götzen. Bis in die heutige Zeit hatte sich daran nichts geändert. Kalis Geist war unsterblich...

Jim Marlowe kannte sich aus!

Nicht nur in den Bordells von Bombay oder Kalkutta, sondern auch in den undurchdringlichsten Dschungeln und mörderischen Sümpfen des gewaltigen indischen Kontinents.

Dreißig Jahre in diesem verfluchten, aber dennoch faszinierenden Land hatten Jim Marlowe zu einem Typ gemacht, wie ihn Jack London in seinen Abenteuerromanen als Hauptfigur verwendet hätte. Der gebürtige Engländer hatte schon alles hinter sich.

Krieg, Gefangenschaft, Flucht. Er war Leibwächter eines Maharadschas gewesen, Elefantentreiber und Goldschürfer. Als es Mode war, hatte er mit Rauschgift gehandelt und Alkohol geschmuggelt. Und er war ein ausgezeichneter Flieger. Sein eigentlicher Job, zu dem er seit einigen Jahren wieder zurückgefunden hatte. Die Cessna hatte er geschenkt bekommen, wieder auf Vordermann gebracht und seine Ein-Mann-Firma eröffnet. Er flog Geschäftsleute und Touristen. Er hüpfte von Stadt zu Stadt oder landete auf schwierigen Dschungelpisten. Jim Marlowe war wirklich ein As unter den Dschungelpiloten.

Es hatte sich herumgesprochen, dass er keine Furcht kannte und ein ausgezeichneter Flieger war, deshalb brauchte er sich über Auftragsnachschieb nicht zu beklagen. Seit langer Zeit war es ihm nicht mehr so gut gegangen wie in den letzten zehn Monaten. Im Augenblick hatte er ebenfalls einen Fluggast. Einen englischen Archäologen. Der Mann war auf ihn zugekommen und hatte sich nach einem Tempel erkundigt, der inmitten des Dschungels lag. Nach dem Tempel der Göttin Kali.

»Da wollen Sie hin?« hatte der Pilot gefragt.

»Nicht direkt.«

»Sondern?«

Der Archäologe, ein hagerer Typ mit grauen Haaren, lächelte. »Sie sollen ihn nur überfliegen.«

»Aha.« Marlowe verstand zwar nichts, aber er tat wenigstens so. »Und was geschieht dann?«

»Ich fotografiere den Tempel. Meine Kamera ist ausgezeichnet. Sie macht aus großer Höhe Bilder.«

»Und da ist kein Haken dabei?«

»Nein, wieso?«

»Weil ich mich wundere. Es ist nicht billig, wenn Sie mich mieten. Und nur um einen Tempel zu fotografieren, ist das ein wenig viel Aufwand. Finden Sie nicht auch?«

»Nein.«

Nach dieser knappen Antwort hatte Marlowe nicht mehr gefragt und war geflogen.

Er wusste ungefähr, wo der Tempel lag. Sie waren in Kalkutta gestartet und nach Westen geflogen. 300 Meilen weiter lag Jamshedpur. Dort waren sie zwischengelandet und hatten Treibstoff getankt. Die Stadt lag am Fuß der Berge und galt als Ausgangspunkt für zahlreiche Dschungelexpeditionen. Und der Dschungel lag jetzt unter ihnen. Eine grüne, wellige Landschaft, die irgendwie an ein

gewaltiges Meer erinnerte. Wenn sie tiefer flogen, sahen sie hin und wieder einen Flußlauf, der das satte Grün unterbrach.

Jim Marlowe kannte die Landschaft. Er flog die Strecke nicht zum ersten mal und hatte keinen Grund, immer aus dem Fenster zu schauen. Das überließ er seinem Passagier, der sich nicht satt sehen konnte, an der Kamera herumwerkelt und hin und wieder ein paar Fotos schoss. Komischer Kauz, dachte Marlowe, aber Hauptsache, ich habe mein Geld bekommen.

Die Motoren liefen ruhig. Kein Hinweis darauf, dass etwas schief laufen würde. Gute Bedingungen für einen günstigen Flug, wenn nicht im Westen die dunkle Front gewesen wäre.

Das gefiel dem Piloten überhaupt nicht. Sie stand dort wie eine drohende Wand. Umfliegen konnte er sie nicht, weil das Ziel seines Passagiers in etwa dort lag, wo auch die Wand stand. Er musste direkt hinein. Der Landsmann vor ihm saß auf dem Nebensitz und beschäftigte sich mit seiner Kamera. Er war ein schweigsamer Mensch, sprach kaum ein Wort und sah nur zu, dass er seinen Apparat schussbereit hatte, wenn sie das Ziel erreichten. Hin und wieder warf er Marlowe einen knappen Blick zu, als wollte er etwas fragen.

Die Wand rückte näher.

Jim schätzte die Entfernung ab. Er war ein erfahrener Pilot und wusste genau, dass sie die Front in etwa zehn Minuten erreicht hatten. War sie aus großer Entfernung gesehen noch ein wenig hellgrau gewesen, so wirkte sie jetzt nahezu schwarz, als sie näher kamen. Jim Marlowe rechnete damit, dass sie Tücken in sich barg.

Das sah nach Gewitter aus.

Er sagte es dem Archäologen auch.

Der Wissenschaftler hob fragend eine Augenbraue. »Kann es sehr schlimm werden?«

»Ja, einfach ist es nicht, Mister. Haben Sie schon Tropengewitter

erlebt?«

»In Südamerika.«

»Und?«

»Ich habe sie überstanden.« Marlowe grinste.

»Dann wollen wir für uns nur das Beste hoffen, mein Lieber.«

»Sie sind hier der Boss«, sagte der Archäologe, der auf den schönen Namen Archibald Waynright hörte.

Es gab eigentlich nur wenige Dinge, die Marlowe richtig hasste. Dazu gehörten Tropengewitter. Er hatte welche erlebt, die man nur als die reine Hölle bezeichnen konnte. Nun, er hatte sie überstanden, aber jedes Gewitter war anders, wie auch die verdamnten Wirbelstürme, die manchmal aus dem Nichts entstanden, über das Land brausten und großen Schaden hinterließen.

In eine Gewitterfront hineinzufiegen war immer gefährlich. Die Temperatur fiel. Um die Front zog sich eine kühlere Zone, die jedoch verschwinden würde, wenn sie erst einmal mittendrin waren. Und hinein mussten sie.

Längst war die Sicht nicht mehr klar. Marlowe fragte sich, wie der Knabe neben ihm überhaupt fotografieren wollte. Der konnte nichts sehen, denn schon jetzt glitten dunkle Dunstwolken an den Fenstern der Cessna vorbei.

Dann zuckte der erste Blitz.

Es war ein Fächerblitz, der zuerst grellgelb aufglühte, sich spaltete und dann verästelte, wobei er ein gewaltiges Netz bildete, das die schwarze Front durchzog.

Diese Netze waren gefährlich. Wenn sie hineingerieten, gab es nur zwei Alternativen. Entweder hatte man Glück oder Pech. Marlowe hoffte auf das erstere.

Er saß jetzt konzentriert hinter dem Steuerknüppel. Sein etwas hohlwangig wirkendes Gesicht war angespannt. Scharfe Falten durchschnitten von den Nasenlöchern bis zum Kinn hin die Haut. Die

Augen waren ebenso dunkel wie seine Haare, und der Oberlippenbart zitterte. Hoffentlich packten sie es.

Die Motoren liefen ruhig. Das war ein gutes Zeichen. Denn wenn ein Motor ausfiel und vielleicht auch noch der zweite nicht mehr mitmachte, konnten sie einpacken. Über dem Dschungel gab es keine Hilfe für sie.

Da waren sie völlig auf sich allein gestellt. Der Mensch musste gegen die Natur ankämpfen, und oftmals hatte diese sich als der stärkere Partner erwiesen.

Ein Donnerschlag.

Den Blitz hatten sie kaum gesehen, aber sie hörten das gewaltige Krachen und spürten auch etwas von der Sturmbö, die die zweimotorige Cessna packte und wie ein Blatt Papier dem Boden entgegendrückte.

Jim Marlowe quetschte einen Fluch durch die Zähne, während der Archäologe sein Gesicht verzerrte, als hätte er in eine Zitrone gebissen.

Wahrscheinlich hatte er sich die Reise auch anders vorgestellt. Ein Zurück gab es nicht. Sie waren mitten in dem Schlamassel und mussten zusehen, dass sie diese verdammte Gewitterfront hinter sich ließen.

Sehen konnte Marlowe schon lange nichts mehr. Sie flogen durch eine graue Suppe, die hin und wieder von scharfen Blitzen gespalten wurde, die als helle Zungen aus den quirlenden Wolken leckten.

Marlowe grinste, als er an die Kamera des Archäologen dachte. »Da können Sie nicht mehr knipsen, Mann!« schrie er.

»Vielleicht bessert es sich.«

»Sicher, aber dann sind wir an Ihrem Ziel vorbei. Der Flug ist für die Katz.«

Er hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als die Wolken vor ihm zu explodieren schienen. Sekundenlang wurden sie geblendet,

solange hielt sich der Blitz, bis er plötzlich verästelte, das Flugzeug umfing und es nicht mehr loslassen wollte.

Das Licht flackerte. Es wurde dunkel. Dann wieder hell. Sturm schüttelte an den Tragflächen und am Leitwerk. Die Cessna bebte und ächzte, bäumte sich protestierend in die Höhe und wollte dem Ruder kaum gehorchen.

Dann schmierte sie ab. Über die linke Tragfläche hinweg, weil eine gewaltige Windböe sie regelrecht hochgehoben hatte und sie dann hineinpresste in eine Regenwand.

Jetzt konnten die Männer erst recht nichts mehr sehen. Es goss wie aus Kannen. Das Wasser prasselte gegen die Außenhaut, hämmerte vor die Scheiben, die Wischer schafften die Flut nicht mehr, und auch der Höhenmesser spielte verrückt, was Marlowe im flackernden Schein der Instrumentenbeleuchtung sah.

Er wusste nicht mehr, welche Höhe sie noch flogen, und in seinem Nacken sammelte sich der erste Schweiß. »Das kann uns an den Kragen gehen«, murmelte er. »Verdammt, das gibt Ärger.« Allerdings so leise gesprochen, dass Waynright nichts davon hörte.

Der Archäologe saß wie ein Häufchen Elend auf dem Sitz. Jim konnte nicht erkennen, wie dessen Gesichtsfarbe tatsächlich aussah, aber er glaubte, dass sie bleich war.

Die zitternden Hände umklammerten die Kamera so fest, als wäre sie ein letzter Rettungsanker und würde mithelfen, dem Dilemma zu entkommen.

Der Sturm wurde zu einem Inferno.

Jim Marlowe, der Abenteurer, musste ehrlich zugeben, dass er noch nie in seinem Leben in so ein Tropengewitter geraten war. Blitze, Donner, Blitze, Donner...

Unaufhörlich, ohne Pause. Die gelben, gezackten Lichtlanzen hieben aus den schwarzen Wolken, die der Sturm als wahre Spielbälle vor sich hertrieb.

»Jetzt müssten eigentlich die Berge höher werden«, murmelte Jim Marlowe. Er war über dieses Gebiet geflogen und wusste, dass sie verdammten Ärger bekommen konnten.

Wie die Buckel eines vorsintflutlichen Ungeheuers stachen die kahlen Felsen aus dem Grün des Dschungels. In der Sonne schimmerten sie rötlich, jetzt war von ihnen nichts zu sehen. Die Wolken verdeckten alles.

Verzweifelt versuchte sich der Pilot zu orientieren. Der alte Kompass spielte verrückt. Die Nadel tanzte hin und her. Eine Himmelsrichtung war kaum festzustellen. Es gab zu viele elektrische Störungen.

Und wieder raste ein Blitz aus den Wolken. Es war ein ziemlich breiter gelber Pfeil. Er schlug in die wackelnde rechte Tragfläche ein, der Donner folgte.

Der Orkan brauste heran wie ein böses Tier. Undurchsichtige Regenschleier hieben gegen die Maschine. Ein heftiger Ruck.

Waynright schrie auf, der Pilot biss die Zähne zusammen und verschluckte einen Fluch.

Auf einmal waren sie da.

Gewaltige Baumkronen, die wie riesige Hände aus dem Wolken- und Regendunst erschienen und sich am Leitwerk der zweimotorigen Cessna festklammerten.

Jetzt fluchte Marlowe.

Er wollte die Maschine hochreißen, doch eine von links herankommende Sturmböe schlug sie wieder zur Seite. Die Cessna ächzte und stöhnte, als würde sie Schmerzen verspüren.

Sie hüpfte förmlich weiter, bis es endgültig passierte. Krachen und Bersten, ein gewaltiger Schlag. Plötzlich waren die Wolken verschwunden. Aus den Regenschleiern tauchte milchig Grün die satte Vegetation des Dschungels auf.

»Jetzt können Sie nur noch beten!« schrie Marlowe.

Die Maschine riss eine Schneise in den Dschungel. Das Leitwerk fegte die Kronen der Bäume ab wie eine große Sense. Ein Ruck ging durch die Cessna. Sie wurde gestoppt, wieder weitergeschoben, schmierte ab und stieß hinein in eine grüne Hölle.

Danach war nur ein Splittern und Bersten zu hören, in dem die Schreie der Menschen untergingen.

Ein letzter gewaltiger Ruck - vorbei.

Jim Marlowe kam es vor wie ein großes Wunder, dass er überhaupt noch lebte.

Im Himmel war er auf jeden Fall nicht. Da spürte man keine Schmerzen im Genick und im Rücken. Da hörte man auch keine Flüche, wie sie ihm zu Ohren kamen.

Vorsichtig drehte er den Kopf und öffnete die Augen. Zuerst sah er nichts, weil etwas Rotes, Feuchtes ihm die Sicht nahm. Als er darüber nachdachte, stellte er fest, dass es Blut sein musste. Er hob vorsichtig seinen rechten Arm, wischte das Blut weg und hatte eine einigermaßen klare Sicht.

Waynright, der Archäologe, fluchte. Wie Marlowe hing auch er in seinem Sitz und lebte noch.

Beide lebten...

Wenigstens etwas, dachte der Pilot, wenn die Cessna auch nicht mehr zu gebrauchen war.

Ja, sie war völlig hin.

Der Dschungel wuchs in die Maschine hinein, deren Scheibe gesplittert war, die Tragflächen abgebrochen und wie eine skurrile moderne Plastik nach allen Seiten wegstand. Irgendwie empfand Marlowe es als ein Wunder, dass sie überhaupt noch lebten. Die Chance, solche Abstürze zu überleben, bestand eins zu hundert.

Sie hatten wirklich das unwahrscheinliche Glück gehabt. Nur - war es wirklich Glück?

Der Regen rauschte vom bleigrauen Himmel, als würden dort Lebewesen stehen, die Kannen ausleerten. Marlowe und Waynright waren völlig durchnässt. Ihre Kleidung klebte am Körper.

»He, Partner!« keuchte Marlowe. »Lebst du noch?«

»Kaum.«

Der Pilot lachte. »Freu dich, denn abstürzen können wir nicht mehr.«

»Wieso?«

»Weil wir jetzt zu Fuß zurück müssen. Das wird eine Schau, kann ich dir sagen.«

Waynright gab keine Antwort. Er bewegte sich auf seinem Sitz und brachte die Cessna zum Schaukeln.

»Vorsichtig!« warnte der Pilot, »sonst landen wir gleich mitsamt der Maschine am Boden.«

»Aber wir müssen raus.«

»Sicher, nur mach ich das.« Marlowe setzte seine Idee sofort in die Tat um. Er löste sich vom Sitz. Bis jetzt hatten die Gurte ihn gehalten, nun ging es besser.

Zuerst kroch er nach links und schaute in die Tiefe. Sie befanden sich praktisch innerhalb eines gewaltigen Baumgeflechtes, in das die Cessna gerast war. Es musste sich hier um uralte und auch starke Bäume handeln, sonst hätten sie die abstürzende Maschine nicht aufhalten können.

Marlowe war schon des öfteren etwas unkonventionell vom Himmel gekommen, er kannte sich bei Abstürzen aus und wusste auch jetzt, was er zu tun hatte.

Nur keine hastige Bewegung, sonst schuf er sich selbst noch ein Grab.

Er gab Waynright die Anweisung, auf dem gleichen Wege die Maschine zu verlassen wie er.

Eine Viertelstunde brauchte Jim, dann hatte er es geschafft. Den

letzten Rest ließ er sich zu Boden, fallen. Er kam auf und versank sofort in der Regenflut, die einen regelrechten See auf dem Boden des Dschungels gebildet hatte.

Es würde nichts mehr hinzukommen, denn der Regen hatte mittlerweile aufgehört. Allerdings lagen die Wolken noch sehr tief, und die beiden Männer kamen sich vor wie in einer dampfenden Hölle.

Als Archibald Waynright neben dem Piloten stand, zitterte er. Marlowe grinste. »Was ist los?«

Der Archäologe drehte den Kopf. »Ich freue mich so über das Wetter. Macht richtig Spaß.«

»Und wie. Können Sie laufen?«

»Sie tragen mich doch nicht - oder?«

»Humor haben Sie. Alle Achtung.«

»Ach wissen Sie, ich war mal in einem ägyptischen Grab eingeschlossen. Wer das hinter sich hat, den kann so leicht nichts erschüttern. Nur im Flugzeug hatte ich Angst, da kommt man sich immer so hilflos vor, weil man selbst nichts tun kann.«

»Das kenne ich.«

Archibald Waynright schaute sich um. Er hatte sogar noch seine Kamera. Jetzt strich er über sein Gesicht.

»Was haben Sie?« fragte Marlowe.

»Eigentlich sind wir ja geflogen, um etwas von dem Tempel der Göttin Kali zu sehen. Da wir schon am Boden sind, könnten wir doch nachschauen, ob...«

»Sie wollen zum Tempel?« fragte der Pilot erstaunt.

»Liegt der nicht auf unserem Weg?«

»Ich glaub', mein Tiger geht fremd.« Marlowe schlug sich gegen die Stirn. »Wissen Sie eigentlich, was das bedeutet, durch den Dschungel zu stampfen?«

»Noch nicht.«

»Ihren Humor möchte ich haben.« Dann schlug Marlowe dem Wissenschaftler auf die Schulter. »Okay, Partner. Machen wir uns auf die Socken. Wir gehen meilenweit für einen Tempel.«

»Sehr richtig, und meine Zigaretten sind nass.«

»Und Ihr Tee?«

Archibald Waynright zog ein bedauerndes Gesicht. »Sorry, den habe ich leider nicht mit. Aber es ist noch keine Teatime.«

»Engländer im Dschungel, das halte ich nicht aus!« erwiderte Jim Marlowe. »Nein, wirklich nicht, das ist zuviel.« Er warf noch einen Abschied nehmenden Blick auf seine Maschine, die wie ein Denkmal aus einer anderen Zeit im Astwerk der Bäume hing.

Dann begann ihr Marsch.

Schon bald verging den Männern das Scherzen. Der Dschungel war eine einzige Hölle. Der starke Regen hatte Feuchtgebiete in Seen verwandelt, und manchmal stampften sie bis zu den Knien einsackend durch Schlamm und Wasser.

Hinzu kam die Feuchtigkeit. Sie war so schlimm, dass die Männer kaum Luft bekamen. Der Himmel, er war inzwischen von einem dichten Blau, spannte sich über den tropischen Gewächsen und war kaum zu sehen, weil die hohen Bäume ein grünes Dach bildeten.

Insekten hatten Hochsaison. Sie suchten sich die freien Körperstellen der Männer aus. Bald gaben der Pilot und der Archäologe es auf, nach den Biestern zu schlagen. Es waren einfach zu viele, die von ihrem Blut trinken wollten. Die Gesichter der unfreiwilligen Wanderer waren geschwollen, die Haut schimmerte rötlich.

Eine fremde Welt empfing sie. Da war nicht nur das dichte Unterholz und der sumpftartige Boden, auch die Tierwelt war in ihrer Zusammensetzung für Waynright fremd.

Das Kreischen der Affen und das Lärmen der Vögel. Schlangen glitten schnell durch kleine Tümpel oder hingen träge an Baumästen,

so gut getarnt, dass sie vom Grün des Buschwerks kaum zu unterscheiden waren.

Die Männer kämpften sich weiter durch die dampfende Hölle. Jetzt, wo das kurze Tropengewitter verschwunden war, drangen die Sonnenstrahlen durch. Irgendwie schafften sie es, sich ihren Weg durch das dichte Blattwerk auf den Boden zu bahnen. Dort erreichten sie das Wasser und verdampften es.

Es waren manchmal außergewöhnliche Bilder, wenn die Strahlen der Sonne in die dampfenden Wolken hineinstachen und den feuchten Nebel durcheinanderquirlten.

Jim Marlowe ging voran. Normalerweise hätten sie sich den Weg mit dem Messer oder einer Machete freischiagen müssen. Eine Machete hatten sie nicht mitgenommen, ein Messer allerdings. Leider nur ein Taschenmesser, damit konnte man im sumpfigen Dschungel des indischen Kontinents nicht viel anfangen.

Und Marlowe trug einen Revolver. Einen stupsnasigen Colt, der auch geladen war. Sollte es irgendwie hart auf hart kommen, konnten sich die Männer wehren.

Seine Uhr besaß einen Kompass. Auf ihm konnte Marlowe ablesen, welche Richtung sie eingeschlagen hatten. Sie gingen nach Südwesten.

Ob sie dabei genau auf den Tempel stoßen würden, das wusste er nicht.

Es war möglich, sie konnten ihn jedoch ebenso gut verfehlen.

Es war ein Kampf gegen die Natur. Das üppige Grün, die bunten Blumen und Pflanzen, sie schlossen einen nahezu tödlichen Ring um die beiden Männer.

Der Kampf wurde mit aller Härte geführt. Zwei Stunden waren sie unterwegs, wobei sie das Gefühl hatten, kaum von der Stelle gekommen zu sein, weil alles gleich aussah. Es gab einfach keine Abwechslung.

Und nur der Kompass zeigte an, dass sie nicht im Kreis herumgelaufen waren.

Archibald Waynright hielt sich ausgesprochen gut. Er war ein Typ, dem man nicht ansah, wie zäh er sein konnte. Der Archäologe klagte und beschwerte sich nicht, er nahm es hin, sich durch den Dschungel kämpfen zu müssen.

Irgendwann blieb Marlowe stehen. Das Wasser lief ihm in Strömen über das von Insekten zerstoebene Gesicht. Er atmete mit offenem Mund.

Seine Kleidung war durchnässt und verdreht, aber er lebte. Waynright sah nicht besser aus, auch er zeigte Spuren von Erschöpfung, und seine Augen glänzten, als hätte er Fieber.

»Bestehen Sie noch immer auf den verdammten Tempel?« fragte Jim Marlowe.

»Nein.«

Der Pilot grinste. »Dann hätten Sie auch allein gehen können, mein Lieber.«

»Wie viele Meilen haben wir eigentlich geschafft?« wollte Waynright wissen.

»Meilen?« Da lachte der Pilot. »Höchstens eine Meile.«

»Und das bei dieser Schinderei.«

»Genau.«

»Dann wären wir ja Tage unterwegs, bevor wir...«

»Sir, Sie können gut rechnen«, grinste der Pilot.

»Gibt es hier denn keine Eingeborenen? Ich meine, irgendeinen Dschungelstamm?«

»Hier nicht. Die sind wieder in die Städte gegangen und leben dort im Elend.«

Wie wahr die Worte waren, erlebten sie eine halbe Stunde später, als sie auf die Reste eines Dorfes stießen. Es waren einfache Hütten, die der Dschungel, nachdem sie von Menschen verlassen worden

waren, buchstäblich gefressen hatte. Die grüne Pflanzenwelt überwucherte die Reste und deckte sie zu wie ein großes Bett.

Da war kein Mensch zu sehen.

Waynright interessierte sich für das verlassene Dorf. Er ging vor und stolchte zwischen den Hütten herum, weil er als Archäologe vielleicht etwas Interessantes entdecken konnte.

Marlowe blieb zurück. Ächzend nahm er auf einem aus dem Boden ragenden Baumstumpf Platz und vergrub das aufgequollene, schweißnasse Gesicht in beide Hände.

Waynright suchte weiter. Ihn interessierte es brennend. Sein halbes Leben hatte er in den alten Überresten vergessener Kulturen herumgestochert. Diese Kultur hier war zwar nicht vergessen, aber trotzdem, man konnte vielleicht Erkenntnisse gewinnen.

Marlowe blieb sitzen, er wollte Waynright seinen Spaß lassen. Der Pilot war ziemlich erschöpft. Er schloss die Augen, nahm zwar die Geräusche des Dschungels in sich auf und glaubte, in einer Traumwelt zu hocken.

Nur wenn er die Augen öffnete, dann sah er das bunte, üppige Bild wieder vor sich.

Und dann hörte er den Ruf.

Jim schreckte hoch. Fast wäre er noch eingeschlafen.

Jetzt schaute er sich um und vernahm zum zweiten mal die sich überschlagende Stimme des Archäologen.

»Kommen Sie her. Hier, der Tempel!«

Tempel?

Jim Marlowe erwachte endgültig. Der Mann hatte von einem Tempel gesprochen. Sollten sie aus Zufall tatsächlich auf die Überreste gestoßen sein?

Wenig später stand er neben dem Wissenschaftler, und seine Augen wurden groß.

Da lag tatsächlich der Tempel oder vielmehr das, was von ihm

übrig geblieben war.

Mauern aus dicken Steinen, die an einer Seite eingefallen waren und an der anderen in die Höhe stießen wie eine Pyramide. Zwar nicht so spitz wie die Bauwerke der alten Ägypter, mehr abgeflacht, aber zu erkennen.

»Das ist er!« flüsterte Waynright entzückt. All die Strapazen waren vergessen. »Verdammt, das ist der Tempel.«

Dann schwieg er.

Und auch Marlowe sagte nichts.

Schweigend schauten die Männer auf das Bauwerk, bei dem noch der große Eingang zu erkennen war. Ein viereckiges Loch, zum Teil vom Dschungel überwuchert, aber dennoch zu erkennen, da hin und wieder Lianen und starke Pflanzen abgehackt worden waren. Man konnte den Tempel ohne weiteres betreten.

Es hatte ihn also jemand betreten.

Spuren waren nicht zu sehen. Sie würden sich auch gar nicht halten. Der Boden war einfach zu weich, da wurde alles schnell wieder überwuchert.

Und noch etwas fiel auf.

Die Stille.

Hier kreischte kein Affe, hier sang kein Vogel. Es war beinahe unheimlich ruhig. Irgend etwas schien hier zu lauem. Ein böses Omen, eine gefährliche Ruhe, die etwas unsagbar Grausames umfasste, was mit dem menschlichen Verstand nicht begriffen werden konnte.

Das Böse...

Der Pilot merkte dies, und er sprach den Archäologen darauf an.

Waynright hob die Schultern. »Ich weiß nicht, was Sie meinen, Marlowe. Auch die alten Königsgräber in Ägypten sind nicht gerade vom Lärm der Umwelt erfasst.«

»Trotzdem, das gefällt mir nicht.«

»Haben Sie Angst?«

»So ähnlich.«

»Dann können Sie ja warten.«

Marlowe räusperte sich. »Heißt das, Sie wollen den Tempel betreten?«

»Und wie. Glauben Sie denn, diese Chance lasse ich mir entgehen?«

Der Archäologe wandte hastig den Kopf. In seinen Augen glänzte ein fanatischer Wille. »So eine Chance bekomme ich nie wieder. Einen Tempel der Totengöttin Kali. Das ist doch die Schau.«

»Sie wissen ja, was man sich von Kali erzählt?«

»Klar. Sie war bekannt für ihre Grausamkeit, aber das ist nicht anders als bei den ägyptischen Göttern. Ich kenne da einige, die stellen Kali sogar noch in den Schatten.«

»Ich an Ihrer Stelle würde nicht weitergehen.«

»Nein, Marlowe, den Tempel schaue ich mir an. Sie können ja hier draußen bleiben.«

»Mal sehen.«

Archibald Waynright hörte die Antwort nicht mehr, die ihm der Pilot gab.

Er hatte sich bereits in Bewegung gesetzt und schritt langsam auf den Tempel zu.

Je näher er kam, um so deutlicher sah er den Eingang und er war überrascht von der Größe. Das war ein gewaltiges Loch. Irgendwie strahlte es eine seltsame Kälte aus, die so gar nicht in den heißen, dampfenden Dschungel passen wollte.

Archibald Waynright fröstelte. Er merkte zwar die Kälte, aber er ignorierte sie. Waynright war plötzlich besessen, er wollte in den Tempel hinein und dessen Geheimnis erforschen. Dafür hatte er schließlich all die Mühen und Strapazen auf sich genommen. Keine Umkehr vor dem Ziel.

Bevor er das halb zerfallene Bauwerk betrat, warf er noch einen Blick über die Schulter.

Jim Marlowe stand dort leicht vorgebeugt. Als würde er zögern und überlegen, ob er nicht doch dem Archäologen folgen sollte. Aber Marlowe hatte Schlimmes über Kali gehört. Er war kein Einheimischer, allerdings hatte er lange genug in Indien gelebt. In diesem Land gab es Dinge, die normalerweise unmöglich waren. Hier lebten Heilige und Gaukler, Götter und Götzen, Gurus und Mönche. Er kannte Menschen, die sich lebendig begraben ließen und tagelang unbekleidet in der Kälte des Himalaja saßen, ohne dass es ihnen etwas ausmachte.

Ein Land voller Rätsel. Und ebenso ein Rätsel war die Totengöttin Kali.

Zahlreiche Anhänger huldigten ihr. Auch ihr uralter grausamer Totenkult war verbreitet. Zu ihren Anhängern zählten Menschen aller Schichten.

Von den Tagelöhnern bis zu den ganz Reichen, Kalis Ausstrahlung machte vor keinem Halt.

Auf ihr Konto gingen Tausende von Opfern. Ritualmorde, Beschwörungen, die Göttin übte eine ungeheure Faszination auf die Menschen aus. Und nicht nur in Indien. Der Totenkult hatte sich ausgebreitet. In europäischen Hauptstädten existierten Geheimbünde, deren Mitglieder die Totengöttin anbeten.

Die Tongs waren überall.

Wer einmal ein Tong war, der blieb es auf alle Lebenszeit. Er verbreitete die Lehren der grausamen Kali und er handelte auch danach. Sein eigenes Leben galt dabei nichts, nur das der Totengöttin.

Waynright spürte seine innere Spannung. Er schien unter Strom zu stehen, so sehr ging ihm der Besuch des Tempels an die Nieren. Sein Herz klopfte aufgeregt, als er in den finsternen Schlund schaute.

Wirklich finster?

Als er ein paar Schritte gegangen war und schon die Taschenlampe hervorholen wollte, da sah er ein rötliches Glosen, in das sich allerdings ein goldener Schein mischte. Woher das Licht stammte, wusste er auch nicht zu sagen, die Quelle war nicht zu entdecken.

Er ging weiter und bewegte sich bereits auf Zehenspitzen voran. Seine Augen glänzten wie im Fieber. Endlich stand er dicht vor dem Ziel seiner Wünsche. Lange genug hatte er gesucht und geforscht. Er hätte nie gedacht, einen der verfluchten Tempel so nahe der Zivilisation zu entdecken.

Der Archäologe dachte nur an seine Forschung, nicht an die Gefahren, die in so einem Tempel lauern konnten. Er hatte zwar immer davon gelesen, nur recht wahrhaben wollte er es nie.

Je mehr er sich der Quelle des Lichts näherte, um so intensiver wurde es. Ihn erreichten bereits die Ausläufer des rotgelben Scheins und übergossen ihn wie mit einem Schleier.

Plötzlich wirkte der Mann fremdartig. Blass und rot zur gleichen Zeit.

Eine Gänsehaut kroch über seinen Rücken. Nicht durch die Kälte verursacht, die existierte nämlich nicht, es war die gesamte Atmosphäre, die hier herrschte.

Das Böse war in diesem Tempel allgegenwärtig. Fast wäre er gegen eine Wand gelaufen, so sehr war er in Gedanken versunken. Im letzten Augenblick merkte er, dass er nach links gehen musste, um an sein Ziel zu gelangen.

Und dann sah er sie.

Kali, die Göttin des Todes!

Ihr Anblick war einfach faszinierend. Sie schien aus purem Gold zu sein.

Gewaltig sah sie aus. Fast bis zur Decke reichte sie, obwohl sie mit

überschlagenen Beinen auf dem Boden hockte. Waynright kannte ihr eigentliches schreckliches Aussehen, davon allerdings war bei dieser Statue nichts zu sehen.

Ihr Gesicht schimmerte ebenso golden wie die vier Arme, die sie besaß.

Auch die Augen glühten nicht rot, und die Kette aus Menschenköpfen zeigte eine goldene Farbe, ebenso die Handflächen, wo kein Tropfen Blut zu sehen war.

Der Archäologe war von dem Anblick fasziniert. Er stand nun endlich am Ziel seiner Wünsche. Jahrelang hatte er geforscht, hatte gearbeitet, ein gewaltiges Puzzlespiel begonnen und Teil für Teil zusammengetragen, nun war es geschafft.

Ja, das war sie.

Dabei hatte er sie sich ganz anders vorgestellt. Nicht so schön und prächtig, denn Kali wurde in den Beschreibungen und Zeichnungen als ein grauenhaftes hässliches Wesen gezeichnet.

Die Kette aus Menschenköpfen lag tatsächlich um ihren Hals. Waynright wunderte sich, dass ihn dieses grausame Beiwerk nicht abschreckte, aber er nahm es in diesem Augenblick seines Triumphes als völlig natürlich hin. Die Kette gehörte einfach dazu. Sie durfte nicht fehlen, Kali wäre ansonsten unvollständig gewesen.

Er ging ein paar Schritte vor, denn er wollte die Statue berühren, die so unbeweglich inmitten des Tempels hockte. Die nähere Umgebung nahm er nicht wahr. Er achtete nicht auf die großen, ovalen Opferschalen, deren Böden von einem dunkelroten, fast schwarzen Überzug bedeckt wurde. Das geronnene und festgebackene Blut der Opfer.

Aus großen Augen starrte er auf die vier Arme der Göttin. Zwei waren normal gewachsen. Wie bei einem Menschen stachen sie aus den Schultern. Die anderen jedoch begannen in Höhe der Hüfte. Die vier Hände waren nicht geschlossen, sondern geöffnet, so dass zehn

Finger abstanden.

Sie sahen aus, als würden sie jeden Augenblick zugreifen. Aber Kali lebte nicht, sie war tot, er sah hier nur eine Statue vor sich, ein Denkmal, das ihre Diener errichtet hatten.

Abrupt blieb er stehen.

Waynright hatte etwas entdeckt. Aus alten Überlieferungen wusste er, dass es zwölf Köpfe sein mussten, die zu einer Kette zusammengefasst wurden.

Genau zählte er sie nach.

Er kam auf eine andere Zahl.

Elf!

Ein Kopf fehlte.

Die Kette war also unterbrochen. Die Sage berichtet, dass, wenn so etwas eingetreten war, die Diener der Göttin dafür Sorge trugen, die Kette neu aufzufüllen.

Sie brauchten also einen Kopf.

Es war genau der letzte Kopf, der in der makaberen Kette fehlte.

Derjenige, der ganz unten hängen musste, etwa in Brusthöhe der Göttin.

Wenn sich Waynright auf die Zehenspitzen stellte, konnte er mit den Fingern seiner ausgestreckten Hand die Kette erreichen. Er tastete nicht über den Kopf, sondern fühlte nach dem Material, aus dem die Kette hergestellt war. Sie fühlte sich seltsam weich an. Jemand hatte mal von Menschenhaut gesprochen, die durch die Schädel gezogen war. Jeder Kopf besaß rechts und links zwei Löcher, so dass die Haut genau hindurchpasste.

Damit die Köpfe bei einer Unterbrechung der Kette nicht herausrutschten, waren dicht hinter den Löchern dicke Knoten angebracht.

Raffiniert gemacht, dachte er.

Fieberhaft dachte der Archäologe nach. Wer hatte den Kopf

gestohlen?

Und warum war es geschehen? Er erinnerte sich auch daran, dass die Diener der Göttin, wenn sie in den Besitz eines Kopfes gelangten, Macht erhalten würden.

Macht über die Menschen, denn die Kraft der Göttin ging dann auf sie über.

Ein Geräusch ließ ihn hochschrecken.

Es war irgendwie mit einem Schaben zu vergleichen, als würde ein Tier durch die Höhle streichen.

Es war kein Tier, sondern etwas anderes.

Die Göttin hatte einen Arm bewegt. Es war einer der rechten, und zwar der, der sich in Höhe der Hüfte befand, also näher dem Archäologen.

Waynright drehte noch seinen Kopf. Er sah das Phänomen, konnte es jedoch nicht begreifen, denn da hatte die Göttin schon zugepackt. Fünf Finger umklammerten die Hüfte des Mannes und drückten sie zusammen. So hart, dass Waynright unwillkürlich einen Schrei ausstieß und dann erst nach Sekunden die Tragweite begriff.

Die Göttin hatte ihn!

Und sie hielt fest.

Waynrights Augen wurden groß. Plötzlich begriff er, dass er in einer Falle steckte. In der Falle, die er sich selbst gestellt hatte. Er war freiwillig in sie hineingelaufen. Für eine Umkehr war es zu spät, denn die Göttin erwachte zu einem schrecklichen Leben.

Sie hob ihn hoch.

Waynright verlor den Boden unter seinen Füßen, und er schlug wild auf den goldenen Arm der Göttin.

Der zeigte keine Reaktion. Es schien, als habe der Archäologe gegen Metall gedroschen.

Aber Metall, das lebte?

Nein, das war auch kein Metall mehr, denn der goldene Schimmer

verschwand wie das Tageslicht, wenn die Dunkelheit und die Nacht hereinbrachen.

Immer mehr verblasste er, und immer deutlicher war die wirkliche Gestalt der Göttin zu sehen.

Die grausame, die schreckliche!

Das begann am Gesicht, wo die goldene Farbe zuerst verschwand und eine tiefe Schwärze hinterließ. Gleichzeitig begannen die Augen in einem düsteren Rot zu glühen, und dieses Rot fand sich auch in dem Haarwirrwarr wieder. Aber nicht direkt als Farbe, sondern als Blut.

Ebenso blutig wie die Handflächen der Göttin, und selbst von der Kette verschwand die goldene Farbe.

Die Menschenköpfe sahen plötzlich normal aus. Sie befanden sich dicht vor den Augen des Archäologen, so dass er die meisten von ihnen sehen konnte.

Es war schlimm.

Waynright wurde wirklich mit dem Grauen konfrontiert. Er sah Männer und Frauenköpfe. Hinzu kamen die von Kindern. Einheimische und fremde, die Kette der Kali war eine Sinfonie des Schreckens.

Sein Blick glitt weiter in die Höhe. Er wollte das Gesicht sehen, die schreckliche Maske, ein Abbild der Hölle, das die Kälte und Grausamkeit des Alls ausstrahlte.

Das Blut schimmerte in den Haaren, die einen verfilzten Garten darstellten, in dem sich die dicken, roten Tropfen verteilten und wie Schlieren an den einzelnen Strähnen entlangliefen. Die roten Augen wirkten wie Kohlestücke aus dem Höllenfeuer, das übrige Gesicht war flach, eine Nase kaum zu erkennen, der Mund nur ein Schlund. Nicht sehr groß die Öffnung, aber wenn der Archäologe in den Rachen hineinschaute, dann glaubte er, in eine schwarze unergründliche Tiefe zu sehen.

Er schüttelte sich, während er noch immer in der Klaue der Todesgöttin hing.

Jetzt rollte sie mit den Augen, so dass sie ihn an kleine Feuerräder erinnerten. Aus dem Maul drang ein rötlicher Brodem, der von giftgrünen Schlieren durchsetzt war, Waynright ins Gesicht fuhr und auf seiner Haut brannte wie der Dampf einer Säure.

Er hatte Angst.

Unwahrscheinliche Angst, die sich von Sekunde zu Sekunde steigerte und zu einer zerfressenden Todesfurcht wurde. Trotz dieser Angst funktionierte sein Gehirn klar und scharf. Er konnte denken, und er dachte daran, dass in der Kette ein Kopf fehlte.

Ein Kopf, der ersetzt werden musste.

Die Folgerung war einfach. Die Totengöttin hatte einen Gefangenen, der noch lebte.

Schritte unterbrachen seine Gedanken.

Sie waren seitlich von ihm aufgeklungen, und es gelang ihm, den Kopf zu drehen.

Aus dem Dunkel des Tempels schälte sich eine Gestalt. Es war ein Inder. Er trug einen schneeweißen Turban und ansonsten nur einen Lendenschurz, den er sich wie ein ledernes Tuch um seine Hüften gelegt hatte.

Sein Gesicht war starr, es wies auch keinerlei Zeichen auf, keine Bemalung oder irgendein Kastenzeichen. Dafür jedoch leuchteten auf seiner Brust drei Augen.

Rote Augen.

Und drei Augen hatte auch Schiwa besessen, Kalis Gatte. Der Anblick dieses fremdartig wirkenden Mannes faszinierte den Gefangenen so, dass er für einen Moment seine eigenen Sorgen vergaß. Er wurde jedoch daran erinnert, als sich sein Blick von der eigentlichen Gestalt löste und auf den Gegenstand fiel, den der Inder in der rechten Hand hielt.

Es war ein Schwert!

Da begann Archibald Waynright zu schreien...

Jim Marlowe war unruhig geworden. Nervös schritt er auf und ab, er hatte es auf dem Baumstamm nicht mehr aushalten können, das Verschwinden seines Partners bereitete ihm große Sorgen. Er war in den Tempel gegangen und seitdem nicht zurückgekehrt. Hatte er etwas entdeckt? Vielleicht die Totengöttin Kali? Jim wusste, dass es zahlreiche Abbilder von dieser grausamen Göttin gab. Es war durchaus möglich, dass eines davon innerhalb dieses verfallenen Dschungeltempels stand.

Der Pilot schwankte zwischen Angst und Pflichtbewusstsein. Einerseits wollte er den Archäologen nicht im Stich lassen, andererseits hatte er große Angst vor dem Tempel und dessen unbekanntem Inhalt.

Wie sollte er sich verhalten?

Hier draußen geschah nichts. Weiterhin befand er sich inmitten einer trügerischen Ruhe, die durch kaum ein Geräusch unterbrochen wurde.

Er lebte lange genug in Indien, um die Zeichen deuten zu können. Die Tiere waren es oft, die sich als erste Warner herausstellten. Da sie schwiegen, befand sich etwas in der Nähe, vor dem sie eine ungeheure Angst besaßen.

Der Fluch der Todesgöttin.

Das musste es sein. Jim Marlowe spürte die Ausstrahlung deutlich. Sie bereitete ihm körperliches Unbehagen, über seinen Rücken rann eine Gänsehaut, die er als erstes Anzeichen einer großen Angst betrachtete.

Wenn dieser verrückte Waynright doch endlich zurückkommen würde.

Dann wäre alles klar gewesen. Sie hätten diese Stätte hier so rasch

wie möglich verlassen können und...

Ein Schrei unterbrach seine Gedanken.

Ein grässlicher, schrecklicher Schrei, der aus dem Tempel geklungen war und ihm bewies, das sich der Archäologe in höchster Lebensgefahr befand.

Sollte er helfen?

Marlowe war kein Feigling, er kannte die Gesetze des Dschungels. Hier überlebte nur der Stärkere, und er hatte eine Waffe. Hätte er den Colt nicht besessen, so wäre er vielleicht davongelaufen, doch im Vertrauen auf den Revolver und dessen Schusskraft machte er sich auf den Weg in den Tempel.

Er rannte wie ein Irrer durch den Eingang in die Dunkelheit. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen. Auch ihm fiel das rötliche Glosen auf, das vor ihm die Dunkelheit durchbrach. Es besaß keine eigentliche Quelle, wenigstens konnte er keine ausmachen, das Glosen war einfach vorhanden und schien aus den Wänden des Tempels zu kriechen wie ein schleichendes Gift.

Das hier war keine normale, keine greifbare Gefahr, die ihm gegenüberstand, das hatte schon etwas mit Okkultismus und Geisterbeschwörung zu tun, so jedenfalls kombinierte Jim Marlowe.

Eine fremdartige, unheimliche Welt umgab ihn. Er betrat wirklich nicht zum ersten mal einen Tempel, aber dieser hier war anders als die, die er kannte. Er strahlte eine Bösartigkeit aus, die schon erschreckend war. In und zwischen den Mauern hatte sich das Grauen manifestiert, der unheilvolle Geist der Totengöttin Kali.

Jim Marlowe schüttelte sich, als er daran dachte. Hier würde er kaum herauskommen, ohne ein einschneidendes Erlebnis zu haben, dessen war er sicher.

Vielleicht eine Begegnung mit dem Tod?

Er hielt inne. Die Handfläche, die mit dem Kolben des Revolvers in Berührung kam, war schweißnass. Fast rutschte ihm die Waffe aus

den Fingern, er hatte Mühe, sie festzuhalten, und er fragte sich, ob sie ihm überhaupt etwas nutzte.

Die Schreie waren verstummt. Eine unheimliche Ruhe hatte sich im Innern des Tempels ausgebreitet. Eine Stille, die an Jims Nerven zerrte, und die er als trügerisch bezeichnen konnte.

Nervös fuhr seine Zunge über die Lippen. Sie waren spröde und trocken.

Auf seiner Stirn glänzte der Schweiß. Er zog seinen Oberkörper zusammen, als er vorging und tiefer in den Tempel tauchte, bis er an eine Wand gelangte, an der er links vorbeigehen musste, um die Quelle des Lichts zu erreichen.

Jetzt sah Jim es deutlicher.

Das Licht wurde tatsächlich von den Innenwänden des Dschungeltempels abgestrahlt.

Er schüttelte den Kopf. So etwas hatte er noch nie erlebt. Das konnte einfach nicht wahr sein, denn normal war dies nicht, sondern ein unerklärliches Phänomen.

Die Göttin!

Zum erstenmal sah er eine Statue der Göttin Kali in dieser imponierenden Größe. Überrascht blieb der Pilot stehen. Er wurde fasziniert und abgestoßen zugleich, sein Adamsapfel bewegte sich auf und ab, als er hastig schluckte.

Jim Marlowe, Abenteurer und Pilot, erlebte die Todesgöttin Kali in all ihrem Schrecken. Er sah die Gestalt mit den schwarzen, blutgetränkten Haaren, das grausame Gesicht, die Kette aus Menschenköpfen, und seine Beine zitterten, als er näher heranging.

Fast wäre er über einen dunklen Gegenstand gestolpert, der auf dem Boden lag.

Sofort blieb er stehen und senkte den Blick.

Jim Marlowe glaubte, verrückt zu werden. Vor ihm lag ein Mensch ohne Kopf, nur noch ein Torso, inmitten einer Lache aus dunklem

Blut.

Das rötliche Licht reichte aus, um erkennen zu können, wen er hier vor sich hatte.

Archibald Waynright, den Archäologen. Er hatte seine Neugierde mit dem Leben bezahlt.

Doch wo war sein Kopf?

Schwer nur hob der Pilot den Blick. Ein schrecklicher Verdacht war in ihm aufgekeimt. So schrecklich und grauenhaft, dass er zögerte, ihn sich bestätigen zu lassen.

Aber er konnte nicht anders.

Wiederum traf sein Blick die Statue der Göttin.

Wie unter einem Peitschenhieb zuckte er zusammen, als er das Grauensvolle erkannte.

Jim wusste jetzt, wo sich der Kopf des Archäologen befand. Er bildete das letzte Glied der makaberen Kette, die um den Hals der Totengöttin hing.

Starre, verdreht wirkende Augen starrten den Piloten an, die Haare hingen feucht und wirr in die Stirn des Schädels, und das Maul der Totengöttin hatte sich zu einem diabolischen Grinsen verzogen, das den Triumph kennzeichnete, den sie empfand.

Dieser Anblick war zuviel für Jim Marlowe.

Auf dem Absatz machte er kehrt und verließ fluchtartig den Tempel des Grauens...

Meine Zigarette war erst zur Hälfte herabgebrannt, als ich sie im Standascher verschwinden ließ. Ich selbst blieb im Sessel neben dem Ascher sitzen und ließ mich weiterhin vom Lärm der großen Flughafenhalle umbranden.

Mir kam es vor, als würde halb London verreisen und die andere Hälfte käme zurück. An diesem Tag war es wirklich schlimm.

Von hier aus ging es in alle Welt. Auch ich war oft genug von

Heathrow gestartet, allerdings wollte ich an diesem Tag nicht fliegen, sondern mit beiden Beinen auf der guten Mutter Erde bleiben.

Ich hatte eine Verabredung. Suko, frischgebackener Inspektor, hielt im Büro die Stellung, während man mich zum Flughafen beordert hatte.

Man, das war in diesem Falle ein Mensch namens Bill Conolly und neben Suko mein bester Freund.

Bill hatte etwas aufgeschnappt, was mich interessieren sollte. Als ich nachfragte, zeigte er sich ziemlich verschlossen, hatte jedoch versprochen, mit seinem Informanten am Flughafen zu erscheinen, wo ich mehr erfahren sollte.

So war ich losgebraust und wartete nun in der Nähe des India-Airline-Schalters auf den Reporter und dessen Informanten. Die Sitzfläche des Ledersessels war schräg nach hinten geneigt. Ich hing mehr in dem Möbel, als dass ich saß, und ich schaute den Menschen nach, die an mir vorbeihasteten.

Irgendwie machten sie alle einen geplagten Eindruck. Da war das flüchtige Schauen auf die Uhr, die manchmal nachdenklichen oder sorgenvollen Gesichter der Manager, deren Hände fast verbissen die Griffe der schwarzen Diplomatenkoffer umklammerten.

Bunt gekleidete Frauen lockerten das Bild der sich bewegenden Menschenmenge auf. Ich sah zahlreiche hübsche Girls, oft übertrieben modisch gekleidet, lässig und mit arroganten Blicken, die nur dann aufleuchteten, wenn sie einen Mann sahen, der nach Manager und Geld förmlich roch.

Mich übersahen die schicken Mädchen. Tragisch nahm ich es nicht. Zudem war ich auch nicht hergekommen, um zu flirten, ich wartete auf Bill Conolly.

Er hatte sich schon verspätet.

Highnoon sollte der Treffpunkt sein. Zwölf Uhr mittags, das hatte

der Reporter großspurig erklärt. Jetzt war er bereits zehn Minuten über die Zeit, und von ihm sah ich immer noch nichts, obwohl ich aufstand und mich auf den Zehenspitzen langsam im Kreis drehte, damit ich über die Köpfe der Menschen hinwegschauen konnte.

Es war wirklich nicht Bills Art, einen sitzenzulassen, und ich machte mir Sorgen. Das war in unserem Job verständlich, schließlich stand nicht nur ich, sondern auch Bill Conolly auf der Abschussliste unserer Gegner ziemlich weit oben. Das Unheil aus den anderen Dimensionen konnte blitzschnell und gnadenlos zuschlagen.

In der Nähe standen mehrere Telefone. Schalldichte Hauben schirmten die Anrufer ab.

Ich spielte mit dem Gedanken, bei den Conollys zu Hause anzurufen, um nachzufragen, ob der gute Bill wirklich abgereist war. Das allerdings war nicht mehr nötig, denn der Reporter erschien. Er hatte es wirklich eilig und hastete durch die Menschenmenge, wobei er mehr als einmal jemand zur Seite drückte.

Ich winkte.

Bill hatte in diesem Moment nach vorn geschaut, sah mein Zeichen und winkte zurück.

Sekunden später hatte er mich erreicht.

Erst jetzt sah ich, dass er nicht allein war. Er wurde von einem Mann begleitet, der mir höchstens bis zur Schulter reichte, pechschwarzes Haar und eine dunklere Haut als ich hatte. Die Augen waren ebenso dunkel. Er trug einen grauen Anzug und darunter einen schwarzen Pullover. In London gab es Tausende von Indern. Dieser Mann gehörte dazu.

Bill begrüßte mich und stellte den Mann vor, der auf den Namen Kisulah hörte.

»Wo können wir ungestört reden?« fragte mich der Reporter.

Ich deutete nach links. Dort befand sich das Karree einer Quick-

Bar, an deren Theke noch einige Hocker frei waren. Bill Conolly war einverstanden.

Wir wurden sofort nach unseren Wünschen gefragt und bestellten alle Kaffee. Der Inder hockte geduckt auf seinem Platz. Mir fiel auf, dass er sich des öfteren scheu umschaute, als befürchtete er, verfolgt zu werden.

Ich machte mir meine Gedanken, sagte jedoch nichts.

»Es geht um die Göttin Kali«, sagte Bill nach einem Schluck.

Ich schaute Bill an, sah den ernsten Ausdruck in seinen Augen und begann nachzudenken.

Was wusste ich über die Göttin? Angeblich sollte sie vier Arme besitzen und Schiwas Gemahlin gewesen sein. In Indien hatte man sie verehrt, aber auch in Europa, denn Inder hatten diesen grausamen Totenkult der Blutgöttin mit in die Alte Welt gebracht. Vor allen Dingen in den Großstädten und dort wiederum in den asiatischen Enklaven waren Geheimbünde ins Leben gerufen worden, deren Mitglieder sich Tongs nannten. Auch in London gab es sie, nur hatten sie es bisher verstanden, sich im Hintergrund zu halten. Wenn sie ihre grausamen Ritualmorde durchführten, dann geschah dies unter Ausschluss der Öffentlichkeit, und selbst von den Opfern fand man nichts, weil sie verbrannt und ihre Asche in die Themse gestreut wurde.

Ziel des Geheimbundes war die Ausbreitung der Religion des Schreckens. Kali, die Totengöttin, sollte auf der gesamten Welt ihre Anhänger finden. Zu ihnen gehörten nur Männer. Wer sich einmal dem Schwur der Kali gebeugt hatte, der kam nie wieder frei. Er befand sich für ewig in ihren Fesseln Verrat wurde mit dem Tod bestraft. Wer zu Kalis Dienern gehörte, der hielt den Mund. Man konnte ihn foltern, teeren und federn; über seine Lippen drang kein Wort, das die Tongs belasten konnte.

Gerade deshalb war es für Europäer schwer oder nahezu

unmöglich, den Ring des Schweigens zu durchbrechen. Wenn Bill jemand kannte, der tatsächlich den Mund öffnen wollte, dann hatte der Reporter schon Übermenschliches geleistet.

Bill stieß mich an. »Du bist auf einmal so nachdenklich, mein Lieber.«

»Ist das nicht nur natürlich?«

»Und ob, wenn das eintrifft, was uns Kisulah zu sagen hat.« Bill drehte sich zu ihm. »Du kannst Oberinspektor Sinclair alles erzählen. Hier hört uns niemand.«

Der Inder zuckte zusammen. »Ich weiß es nicht, ob sie nichts mitbekommen haben, aber es ist mir egal. Sie haben meine Schwester ermordet, weil sie ihnen nicht gehorchen wollte, und ich will Rache.«

»Wer ist sie?« fragte ich.

»Die Tongs.«

»Gibt es die in London?«

»Ja, schon lange. Sie werden auch von Indien aus unterstützt. Es hat Jahre der relativen Ruhe gegeben, aber jetzt ist die Macht der Totengöttin Kali wieder erweckt worden.«

»Inwiefern?«

Der Mann schaute Bill an. Mein Freund nickte aufmunternd. »Erzählen Sie von Beginn an. Oberinspektor Sinclair ist ein guter Zuhörer.«

Der Inder nickte und senkte den Blick. Er schaute auf das glatte Holz, während er mit leiser Stimme zu reden begann. »Lange Zeit hatten wir Inder vor den Tongs Ruhe. Die Totengöttin Kali schien in einen langen Schlaf versunken zu sein. Es gab zwar immer wieder Versuche, sie ins Leben zurückzurufen, aber die Tongs in Indien und auch hier in London, wo sich ihre größte Filiale befindet, kamen nicht so recht zum Zuge. Andere Probleme waren wichtiger. Die Armut in Indien, der Rassenhass in England, der Kampf ums nackte

Überleben, Arbeitslosigkeit, Studentenunruhen auch unter meinen Landsleuten und zum Schluss die Erkenntnis, dass alles nichts half. Die Weißen haben das Geld, sie sind stärker, sie sind mächtiger. In den Ausländerghettos von London, wo die meisten Farbigen leben, breitete sich Hass und Resignation aus. Ein idealer Nährboden für die Lehren der Kali. Es ging praktisch ohne großen Übergang. Auf einmal waren sie da. Die Tongs standen auf, als hätte es sie schon immer gegeben, und sie fanden Diener. Unter den Intellektuellen ebenso wie unter den Ärmsten. Alte Verbindungen wurden wieder aktiviert. Man arbeitete mit den Banden im Mutterland zusammen, wo es einen geheimnisvollen Tempel geben soll, in dem die Göttin Kali als lebende Figur in all ihrer Schrecklichkeit existiert. Man verehrte sie wieder. Die Menschen glaubten an sie, an ihre Macht und an ihre Stärke. Um sie noch stärker zu machen, wurden ihr zu Ehren Opfer gebracht. Man schuf eine neue Kette, weil die alte zerstört worden war. Von einem Mann namens Mandra Korab - der fürchtete sich nicht und stellte sich den Tongs entgegen.«

»Moment mal«, unterbrach ich den Inder. »Sie haben den Namen Mandra Korab erwähnt?«

»Ja, das ist der Mutige.«

Mandra Korab kannte ich. Gut sogar, wir hatten schon gemeinsam Seite an Seite gekämpft. Zuletzt hier in London gegen die Sylphen, die unheimlichen Käfer. [\[1\]](#)

»Und Mandra Korab hat diese Kette, von der sie sprachen, vernichtet?«

»So ist es«, bestätigte Kisulah.

»Aber das war in Indien.«

»ja.«

»Und wann?«

»Den genauen Zeitpunkt kann ich nicht sagen«, antwortete er und hob die Schultern. »Es muss vielleicht einige Jahre her sein.«

»Welche Bewandnis hat es mit dieser Kette?« erkundigte ich mich bei dem Inder.

Der schaute mich aus großen Augen an. »Das wissen Sie nicht?«

»Nein.«

Bill winkte ab. »Ist keine Bildungslücke, John. Ich wusste es bis vor einigen Stunden auch nicht. Du kannst es noch einmal erklären, Kisulah.«

»Ja, natürlich. Die Kette besteht aus menschlichen Köpfen. Es sind die Köpfe der Opfer. Zwölf müssen um den Hals der Todesgöttin hängen, dann ist der Kreis geschlossen, denn zwölf Monate hat das Jahr, und es gibt zwölf Tierkreiszeichen. Wird aus irgendeinem Grunde die Kette unterbrochen, so muss sich so rasch wie möglich ein neues Opfer finden, um mit seinem Kopf den Kreis wieder zu schließen. So lauten die ehernen Gesetze.«

»Und die Kette ist unterbrochen worden?«

»Ja, Sir.« Kisulah nickte. »Man hat sie unterbrochen. Es war kein Versehen, man hat es bewusst getan, weil die Köpfe, wenn sie um den Hals der Totengöttin hängen, etwas von Kalis Magie in sich aufnehmen und den jeweiligen Besitzer eines Kopfes zu einem mächtigen Menschen machen. Ein Kopf wurde aus dem Kettenverbund gelöst, und dieser Kopf befindet sich auf dem Weg nach London, um hier übergeben zu werden.«

»Was sagen Sie da?« Ich war wie elektrisiert.

Kisulah nickte. »Deshalb habe ich ja das Treffen auf dem Flughafen vorgeschlagen. Der Bote aus Indien trifft heute hier in London ein. Er wird den Kopf, der einmal an der Kette der Totengöttin gehangen hat, mitbringen, damit seine Macht auch auf die Londoner Tongs übergeht.«

Das war ein hartes Stück.

»John, das ist wirklich kein Spaß«, sagte der Reporter.

»Glaube ich dir gern. Um zu spaßen, dafür ist das Thema auch viel

zu ernst.« Ich schüttelte den Kopf und leerte meine Tasse. »Das ist schlimm, sogar sehr schlimm.«

»Aber Sie können noch etwas verhindern. Die Maschine wird in knapp vierzig Minuten landen. Sie müssen sich nur den Mann herauspicken und verhindern, dass er den Kopf aus der Kette nach London einschleust. Dann wird es nicht so schlimm.«

»Wird der Bote abgeholt?«

»Wahrscheinlich. Genau konnte ich es nicht in Erfahrung bringen.«

»Ich hätte doch Suko mitbringen sollen«, sagte ich mehr zu mir selbst.

»dass ich daran auch nicht gedacht habe. Unter Umständen haben wir es mit zahlreichen Gegnern zu tun, und die sind wie Kamikaze-Flieger, immer bereit, ihr Leben zu opfern.«

Bill hatte meine gemurmelten Worte vernommen. »Das schafft Suko zeitlich nicht, John.«

»Befürchte ich auch.«

»Wenn Sie die anderen überraschen, werden diese keine Chance haben«, erklärte Kisulah sehr überzeugt.

Der Meinung war ich auch. Trotzdem wollte ich noch wissen, wie er dazu kam, gerade uns das alles zu erzählen.

Seine Augen wurden traurig. »Es geht dabei um meine Schwester. Sie ist von den Tongs getötet worden, weil ihr Verlobter sich zu der Bande bekannt hat und sie ihn zurückhaben wollte. Er jedoch stellte sich auf die Seite der Totengöttin und lockte meine Schwester in die Falle. Was mit ihr gemacht wurde, das weiß ich nicht. Bestimmt ist sie qualvoll gestorben.«

»Können Sie das beweisen?«

»Nein! Es war mir nicht möglich. Informationen bekomme ich so gut wie nicht, dass heute dieser Inder landen soll, habe ich einem Tonbandprotokoll entnommen, das mir meine Schwester als Erbe hinterließ. Wie ich, arbeitete auch sie in der Botschaft. Ich habe dort

bei meinen Vorgesetzten interveniert, doch mit den Tongs will dort niemand etwas zu tun haben. Die Menschen haben eine Heidenangst vor ihnen. Dann fiel mir Bill Conolly ein. Ich kannte ihn von früher. Er hat einmal über unser Land einen sehr objektiven Bericht geschrieben. Ich wusste, dass er ein Mann ist, der sich so leicht nicht in die Knie zwingen lässt, und ich wusste ferner, dass er gute Beziehungen besitzt. Wie ich sehe, habe ich mich wirklich nicht getäuscht.«

»Nein, das haben Sie nicht«, sagte ich.

»Leider weiß Kisulah den Namen des Boten nicht. Wir müssen uns da ganz auf unsere Spürnase und unser Glück verlassen, John.«

»Natürlich.« Ich schaute auf die Uhr. Wir hatten noch etwas Zeit.

»Sollen wir die Zollbeamten mit hinzuziehen?«

Bill Conolly war dafür. »Die kennen sich doch aus und können mehrere Verdächtige festnehmen.«

Der Meinung war ich auch.

»Für Kisulah ist es natürlich gefährlich, dass er sich mit uns in Verbindung gesetzt hat«, sagte der Reporter. »Er muss damit rechnen, dass sie ihn töten, wenn etwas ans Licht der Öffentlichkeit gerät.« Bill legte dem Inder die Hand auf die Schulter. »Deshalb würde ich vorschlagen, dass Sie jetzt verschwinden.« Bill redete den Mann einmal mit Du und dann wieder mit Sie an.

»Das wäre gut.«

Der Reporter übernahm die Rechnung. Ich rutschte von meinem Hocker und schaute mich um. Für Kisulah war es lebensgefährlich gewesen, sich mit uns zu treffen. Die andere Seite hatte seine Schwester getötet, und wenn die Tongs eins und eins addierten, kamen sie sicherlich zu dem Ergebnis, dass der Mann eine Gefahr für sie darstellte. Das hatte mein Misstrauen geschärft.

Leider herrschte noch immer zuviel Betrieb. Der Wirrwarr war kaum zu überblicken. Menschen aller Rassen und Nationen

bevölkerten die große Halle.

Dieser Flughafen war wirklich eine kleine Stadt für sich. Hier gab es zahlreiche Verstecke und unzählige Möglichkeiten, sich ungesehen an einen Menschen heranzupirschen.

Natürlich wurde das Gelände sowohl innen als auch außen bewacht.

Sicherheitskräfte patrouillierten in Zweierstreifen durch die Gänge. Die Männer waren mit kurzläufigen Maschinenpistolen bewaffnet.

Hier und da sah ich ihre Uniformen.

Aber auch die Inder.

Vorhin waren sie noch zu zweit gewesen. Sie waren mir aufgefallen, weil jeder von ihnen einen Turban trug. Jetzt hatten sie sich getrennt. Einer steuerte die Bar an.

Während Bill auf Wechselgeld wartete, rutschte Kisulah vom Hocker und drehte sich langsam um.

Da wurden seine Augen groß. Er hatte den Inder gesehen, der stehengeblieben war und beide Arme am Körper herabhängen hatte.

Plötzlich hörte ich das Pfeifen. Noch in der gleichen Sekunde vernahm ich den dumpfen Schlag, das Röcheln und sah das Blut, das aus dem Mund des Inders quoll.

Ein Dolch hatte den Mann mitten in die Brust getroffen!

Der Inder hatte ihn nicht geworfen. Das lag auf der Hand. Er stand da, schaute uns an, und ein knapps Lächeln glitt über seine Lippen. Dies sah ich innerhalb einer Sekunde, bevor ich den Kopf ganz nach links drehte und mich Kisulah zuwandte.

Er stand noch.

In einem letzten Reflex hatte er seine Finger um den Handlauf geklammert, die Hände waren verdreht, aber er hielt sich aufrecht, was für mich wirklich unwahrscheinlich war.

Dann brachen die Augen, und er sackte zusammen.

Jetzt schrien die ersten Menschen. Die Gäste, die an der Theke saßen, begriffen, was geschehen war. Fluchtartig verließen sie ihre Plätze und stürzten sich in das Gewimmel der zahlreichen Menschen, die die große Halle bevölkerten.

Ich wollte den heimtückischen Mörder. Wenn ich ihn schon nicht kriegen konnte, dann seinen Kumpan, denn der grinsende Inder hatte sicherlich mit dem anderen unter einer Decke gesteckt. Auch dieser Mann war untergetaucht, zudem rannten mir einige Menschen in die Quere, so dass es schwer war, eine Lücke zu finden.

Zum Glück trug der Mann einen Turban. Der weiße Stoff leuchtete, so dass ich ihn entdeckte. Der Inder lief genau dorthin, wo glitzernde Rolltreppen in die nächst höhere Etage führten. Von dort hatte er ebenfalls beste Fluchtmöglichkeiten.

Mit einem gewaltigen Sprung setzte ich über zwei kleine Kinder weg, wobei deren Mutter fast in Ohnmacht fiel, umrundete im Zickzack eine Gruppe laut redender Teenager und hatte die Treppe erreicht. Der Inder war schon fast oben.

Er warf einen Blick über die Schulter und grinste kalt. Er machte dabei keineswegs einen ängstlichen Eindruck, sondern fühlte sich mehr als sicher.

Ich hätte die Beretta ziehen können, doch dieses Aufsehen wollte ich unter allen Umständen vermeiden. Es hätte sonst eine noch größere Panik gegeben.

Also sprang ich die Stufen hoch und hatte die Hälfte der Rolltreppe hinter mich gebracht, als der Inder verschwunden war. Ich gab mir noch einmal Schwung und jagte weiter.

Endlich lag die Treppe hinter mir.

Und vor mir sah ich eine große Halle. Die Decke wurde von gewaltigen Säulen gestützt. Sie waren viereckig. Weiter vorn, wo sich die Stirnseite der Halle befand, wurde sie von großen Glasscheiben abgegrenzt. Ein dunkles Geländer rechts der Treppe

sorgte dafür, dass Menschen in die untere Halle schauen konnten, ohne Gefahr zu laufen, abzustürzen.

Der Inder war nach rechts gerannt. Er hielt sich dicht am Geländer und schaute sich hin und wieder um. Er musste mich einfach sehen, deshalb rief ich ihn an. »Stehenbleiben!«

Er hörte mich und lief weiter.

Ich beschleunigte mein Tempo. Den Kerl würde ich mir kaufen, und er dachte auch nicht daran zu fliehen, denn plötzlich blieb er stehen, drehte sich um und schaute mir entgegen.

Verdammt, welche Teufelei hatte er jetzt vor?

Andere Menschen hasteten an uns vorbei. Sie hörten wie ich auch die Schreie, die aus der Etage unter uns zu uns hochschallten.

Drei Schritte lief ich noch, um dann zu stoppen. Der schnelle Gesinnungswandel des Inders war mir nicht geheuer, dahinter steckte etwas, ich wollte es herausfinden.

Um gleich mit offenen Karten zu spielen, erklärte ich ihm, wer ich war.

»Ich dachte mir, dass Sie von Scotland Yard sind«, erwiderte er und nickte.

Bis auf seinen Turban war er westlich gekleidet. Sein grauer Anzug war nicht mehr modern, aber so etwas störte nicht.

Unter der Jacke trug er ein weißes Hemd, das seltsamerweise keine Knöpfe besaß, sondern offen war. Man konnte beide Hälften auseinanderklappen.

Und dann sagte er etwas, mit dem ich überhaupt nicht gerechnet hatte, denn in meinen Augen war er der Verlierer, der sich nicht so große Töne erlauben konnte.

»Ich gebe Ihnen jetzt die Chance, zu verschwinden und alles zu vergessen. Wenn Sie meinem Befehl nicht Folge leisten, werden Sie keine zweite Chance mehr bekommen.«

Das schlug doch dem Fass den Boden aus. Als ungeheure Frechheit

konnte man diesen Satz auffassen. So etwas war mir selten unter die Augen gekommen, wie dieses Prachtexemplar von Inder.

»Ich gebe hier den Ton an«, erwiderte ich hart. »Und ich werde Sie verheören.«

»Ich habe sie gewarnt.«

»Das interessiert mich nicht. Sie folgen mir ins Yard Building. Zwingen Sie mich nicht, erst noch Gewalt anzuwenden.«

Da schüttelte er den Kopf. »Sie Narr, Sie hirnloser Narr. Ich hatte sie gewarnt, jetzt haben Sie die Folgen zu tragen.« Bevor ich reagieren konnte, hatte er sein Hemd schon aufgerissen, wobei er die beiden Hälften nur zur Seite zu schieben brauchte.

Ich sah seine Brust. Sie war glattrasiert. Kein einziges Haar wuchs auf ihr.

Aber ich sah noch mehr.

Drei blutrote Augen, die zu einem Dreieck gefasst waren und im Innern soviel Platz besaßen, dass man dort ein Gesicht abbilden konnte.

Das Gesicht einer Frau.

Einer teuflischen Person.

Der Todesgöttin Kali!

Es blieb nicht viel Zeit, mir das Gesicht näher anzusehen. Ich sah dennoch die schwarzen Haare mit den blutigen Streifen darin und eine Fratze, deren grausamer Ausdruck fast körperlich zu spüren war. Ein Abziehbild der Göttin! Einer ihrer Diener trug es auf seiner Brust.

Bestimmt nicht nur aufätowiert, denn das Gesicht bewegte sich.

Und plötzlich vernahm ich ein zischendes Geräusch. Das Folgende ging so schnell, dass es mir Mühe macht, im nachhinein darüber zu schreiben. Das Maul in dem Gesicht zog sich zusammen, wurde plötzlich ganz klein, um sich einen Herzschlag später wieder zu

öffnen, wobei die Lippen gespitzt wurden und mit einem satten Geräusch etwas mit ungemein hoher Geschwindigkeit aus dem Mund stieß.

Eine Schlange. Grünrot, etwa so lang wie ein halber Männerarm, und aus der Schlange wurde noch in der Luft ein höllisch scharfer Dolch.

Ich kam nicht mehr dazu, auszuweichen, die magische Waffe des anderen war einfach zu schnell, und der Dolch hieb voll gegen meine Brust. Der Inder lachte, er sah, dass ich zurücktaumelte und glaubte, schon gewonnen zu haben. Das nahm ich im ersten Moment auch an, bis mir klar wurde, dass ich keinen Schmerz verspürte, sondern nur einen dumpfen Druck und der Dolch vor mir auf dem Boden lag.

Er war abgeprallt.

Nicht von meiner Brust, sondern von dem geweihten Silberkreuz, das davorhing.

Die Spitze war genau dagegen gerammt.

Ich fing mich schneller als der Inder, der voll auf die Schwarze Magie seiner Göttin Kali vertraut hatte. Als er reagieren wollte, war ich schon bei ihm.

Hart schlug ich zu.

Ich nahm die Faust, denn ich wollte den Kerl lebend und auch nicht durch eine Kugel verletzt.

Der Kopf wurde ihm in den Nacken gerissen, als er meinen Hieb gegen das Kinn bekam. Er drehte sich und krachte gegen das Gitter. In der unmittelbaren Nähe blieben die Menschen stehen. Eine Frau schrie nach der Polizei, als ich zum zweiten mal ausholte.

Der Inder machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Mit allem hatte ich bei ihm gerechnet, mit magischen Tricks oder einem direkten Angriff, aber nicht mit dem, was er tat, als sich meine Faust auf der Reise befand.

Der Inder kippte nach hinten. Er ließ sich kurzerhand fallen, gab

sich selbst dabei noch Schwung, damit er über das Geländer fiel, und raste in die Tiefe.

Ein vielstimmiger Schrei brandete unten auf. Ein Schritt brachte mich bis an das Geländer, wo ich beide Hände aufstützte und hinunterschaute.

Ich hörte den Aufprall. Ein hartes Klatschen, denn der Inder hatte keinen Versuch gemacht, sich während des Falls zu drehen, um so weicher zu landen.

Nein, er war voll auf den Rücken gekracht und zusätzlich mit dem Kopf aufgeschlagen.

War Bewusstlos oder tot?

Keines von beiden, denn er machte innerhalb von Sekunden eine schreckliche Wandlung durch. Sein Körper löste sich nicht auf, er veränderte nur die Gestalt. Aus dem Inder, dem Menschen, wurde innerhalb von einer Sekunde ein Wirrwarr von züngelnden, ringelnden, sich bewegendenden kleinen grünen Schlangen, die alle nicht länger als der Dolch waren, den man nach mir geschleudert hatte. Und sämtliche Schlangen zusammengepresst wiesen die Form eines menschlichen Körpers auf.

Ein ungemein schauriges Bild, das die entsetzten Zuschauer dort zu sehen bekamen. Und auch ein gefährliches, denn wenn die Tiere sich lösten und die Menschen angriffen, konnte es Tote geben, je nachdem, wie giftig sie waren.

Das durfte ich auf keinen Fall zulassen, und der übliche Weg über die Rolltreppe war zu lang. Er hätte mich zuviel Zeit gekostet.

Was der Inder gekonnt hatte, dass musste ich auch schaffen. Mit einem Schritt stand ich neben dem Geländer, kletterte auf den Handlauf und stieß mich ab.

Ein vielfältiger Schrei begleitete meinen Sprung. Rasend schnell näherte sich der Boden. Ich sah ihn förmlich auf mich zukommen, obwohl ich es war, der ihm entgegen fiel.

Dann erfolgte der Aufprall. Er war hart, verdammt hart sogar, und ich spürte ihn bis in die Haarspitzen. Der Schwung warf mich nach vorn, ich glich ihn aus und rollte mich über die Schulter ab, bevor ich wieder auf die Beine kam.

Die Menschen in der unteren Halle waren vor den Schlangen schreiend zurückgewichen. Sie lagen jetzt auch nicht mehr so zusammen, dass sie noch die Umrisse eines menschlichen Körpers bildeten. Die ersten verließen das Gewimmel bereits.

Schüsse peitschten.

Erst jetzt waren die Sicherheitsbeamten hinzugekommen. Als sie schossen, schrien die Menschen noch lauter. Die Kugelgarben hämmerten in die Schlangenkörper. Geduckt standen die Schützen da, sie fühlten sich wie Filmhelden mit ihren Mpi's.

Die waren wahnsinnig. So erreichten sie nichts. Denn wenn sie Pech hatten, wurden Unschuldige von den Querschlägern getroffen. Das schrie ich den Männern auch entgegen.

Die Waffen verstummten.

Sie hatten längst nicht alle Schlangen erwischt. Zwar waren die Garben in den Pulk hineingesägt, aber mindestens ein Dutzend Schlangen lebte noch.

Und die blieben zusammen. Bevor es irgend jemand verhindern konnte, hatten sich die Tiere gesammelt und waren zu einer Kugel geworden, die sich bewegte und davonrollte. Die restlichen Schlangen wollten auf diese Art und Weise verschwinden, was mir natürlich gegen den Strich ging.

Ich war schneller als die Kugel. Und ich hatte das Kreuz. Ich wollte wirklich sehen, ob es gegen die Schlangen ankam.

Mit zwei Fingern hielt ich die Silberkette fest, dann ließ ich das Kreuz nach unten fallen.

Genau auf die Schlangenkugel!

Zuerst geschah nichts. Sie stoppte nur. Dann aber zog sie sich

zusammen, und die grünroten Leiber nahmen eine andere Färbung an. Sie wurden grau, anschließend schwarz, dann zerfielen sie. Mein Kreuz hatte es geschafft.

Diesmal ja. Die fremde Mythologie hatte also nicht gestört. Es war gut, dies zu wissen.

Ein Gegner der Todesgöttin weniger. Ein Tropfen auf den heißen Stein, mehr nicht. Wir wussten nicht, wie viele sie noch hatte, das konnten nicht nur Hunderte, sondern sogar Tausende sein.

Die Menschen, die mir zugeschaut hatten, waren bleich geworden. Auf manchen Gesichtern las ich die Fassungslosigkeit. Ja, sie konnten es einfach nicht fassen, was sie gesehen hatten.

Ich musste mich mit den Männern vom Sicherheitsdienst beschäftigen, die auf mich zukamen. Ich war ihnen wohl nicht geheuer, denn sie hielten ihre Waffen so, dass die Mündungen auf mich wiesen.

Zum Glück erschien einer ihrer Vorgesetzten. Er drängte sich durch die Menge. Sein Gesicht war hochrot, die Aufregung hielt ihn gepackt. Er sah mich, blieb stehen und schluckte.

»Ich bin Oberinspektor Sinclair«, erklärte ich ihm.

»Sie habe ich gesucht.«

»Prima, dann haben Sie mich gefunden.« Ich lächelte. »Was gibt es Neues?«

»Das fragen Sie. Ich war doch nicht bei dem Mord...«

Ich hob die Hand. »Befleißigen Sie sich bitte eines anderen Tonfalls, Sir«, sagte ich, und leiser Spott schwang aus meiner Stimme mit. »Ich bin hier kein dummer Junge, den sie nur herumzukommandieren brauchen. Das können Sie mit ihren Leuten machen, mit mir nicht. Merken Sie sich das.«

»Aber die Sicherheit...«

»Ist auch nicht gewährleistet, wenn Ihre Leute wie Spielzeugsoldaten auf und abmarschieren. Oder haben Sie den Mord

verhindern können?«

»Nein, das nicht.«

»Eben.« Ich winkte unwirsch ab, weil das Thema für mich erledigt war.

Zudem musste ich erfahren, was mit Bill Conolly geschehen war. Es konnte durchaus sein, dass auch er in Schwierigkeiten geraten war.

»Sie kennen Mr. Conolly?« fragte ich den Sicherheitsbeamten.

»Ja, er ist noch bei dem Toten.«

»Danke.« Ich ließ den Mann stehen und ging.

Bis zum Barkarree war es wirklich nicht weit. Die paar Yards hatte ich schnell zurückgelegt. Den Toten selbst sah ich nicht. Ein Ring aus Menschen hatte sich um den Tatort versammelt. Ich hielt meinen Ausweis sichtbar in der Hand, so dass jeder sehen konnte, von welcher »Firma« ich kam.

Man ließ mich durch.

Der Informant lag auf dem Rücken. Das Messer steckte noch immer in seiner Brust. Bill stand neben ihm. Er war blass im Gesicht und atmete auf, als er mich sah.

»Hast du den anderen?« wollte er wissen.

Ich schüttelte den Kopf.

Erklärungen gab es nicht. Hier waren zu viele Zuhörer. Die Flughafenpolizei war ebenfalls am Tatort erschienen. Man hatte auch schon die Mordkommission alarmiert. Die Männer würden bald eintreffen.

Dass der Mann tot war, tat mir leid. Zum Glück hatte er uns vor seinem Ableben noch einige Informationen geben können. Wir wussten, wann die Maschine landete und dass jemand nach London kommen würde, auf dessen Besuch wir nun überhaupt nicht erpicht waren. Diesen Typ wollten wir uns herauspicken. Allerdings hatten wir nicht viel Zeit bis zur Landung. Ich gab dem Sicherheitsoffizier

Bescheid, wo wir zu finden waren. Dann gingen wir.

Unterwegs berichtete ich dem Reporter, was mir widerfahren war.

Bill schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht«, sagte er. »In zahlreiche Schlangen hat der sich aufgelöst?«

»Ja, und er hatte drei Augen auf der Brust.«

»Hast du eine Erklärung?«

»Nein, noch nicht. Aber die drei Augen müssen irgend etwas zu bedeuten haben.«

Bill Conolly blieb stehen und schlug sich gegen die Stirn.

»Ich weiß jetzt, was los ist.«

»Und?«

»Die drei Augen, John, sind ein Zeichen. Und zwar sind sie Schiwas Zeichen. Wenn mich nicht alles täuscht, hat der Gott auf allen Abbildungen, die ich kenne, drei Augen. Und Kali war die Gemahlin Schiwas, so erzählt es jedenfalls die Mythologie.«

»Demnach gibt es zwischen Schiwa, Kali und deren Dienern einen ursächlichen Zusammenhang.«

»Davon müssen wir ausgehen.«

Ich blieb stehen. »Bill, da rollt einiges auf uns zu. Und ich habe das Gefühl, dass der Fall nicht in London gelöst wird, sondern in Indien.«

»Wenn du das sagst.«

»Verlass dich drauf.«

Wir sprachen mit dem Verantwortlichen vom Zoll. Er hieß Burns, war ein grauhaariger Mensch, der eine Brille mit dunklem Gestell auf seiner Höckernase trug. Der Mann hörte uns zu und nickte ein paarmal. Da mein Sonderausweis auch für ihn galt, waren wir ihm gegenüber weisungsberechtigt.

Das sah er ein, ohne zu murren.

»Wie haben Sie sich die Sache vorgestellt?« erkundigte er sich

knapp.

»Wir wissen nicht, wie der Mann heißt. Wir wissen auch nicht, wie er aussieht. Zudem darf er keinen Verdacht schöpfen. Es wird auch an Ihnen und Ihren Männern liegen, den Fall möglichst sauber und unauffällig zu erledigen.«

»Schwierig, sehr schwierig«, antwortete er.

»Das kann ich mir vorstellen, aber versuchen Sie es trotzdem, Mr. Burns.«

Der Mann vom Zoll nickte. Er stand vor der großen Detailkarte des Flughafens, die hinter seinem Schreibtisch an der Wand hing. Seine Stirn hatte Falten geworfen, so scharf dachte der Mann nach. »Wir könnten die Maschine noch umleiten«, murmelte er.

»Wieso?«

»Dann käme sie in eine weniger belebte Region des Flughafens«, erwiderte er.

»Das wäre nicht schlecht.«

»Und so etwas fällt nicht auf?« fragte Bill.

»Nein, den Fluggästen nicht, und dem Pilot ist es egal, wo er landet. Ich muss mal mit der Flugsicherung reden. Einen Augenblick, Gentlemen.«

Burns ließ sich den Leiter geben. Das Gespräch dauerte nicht lange. Es wurden nur Informationen ausgetauscht, und Burns zeigte sich zufrieden.

»Die Flugsicherung hat keinerlei Bedenken«, erklärte er uns. »Wir können alles in die Wege leiten.«

»Und wo landet die Maschine jetzt?«

Burns lächelte und setzte seine Mütze auf. »Kommen Sie mit, meine Herren, dann werden wir weitersehen.«

Zu Fuß hätten wir den Weg zwar schaffen können, aber das hätte zu lange gedauert. Wir nahmen den Pendlerbus, der zwischen den einzelnen Teilen des Riesenflughafens verkehrte. Während wir über

das Rollfeld führen, schaute ich einem landenden Jumbo zu. Es war ein faszinierendes Bild, wie der Riesenvogel sich langsam der Landebahn entgegensenkte.

Noch sieben Minuten, dann landete auch unsere Maschine. Wir würden gerade noch rechtzeitig ankommen.

Der Plan war bereits festgelegt. Sämtliche Passagiere wurden durch eine Schleuse geführt. So etwas geschah des öfteren, es würde kaum jemand Verdacht schöpfen. Bill und ich wollten uns dabei im Hintergrund halten, ebenso wie drei bewaffnete Beamte der Sicherheitspolizei. So musste es uns eigentlich gelingen, den Mann zu finden.

Als wir bereitstanden, bekamen die Reifen der Maschine soeben den ersten Bodenkontakt. Sie rollte langsam aus. Ihr Ziel war der große Schlauch, durch den die Passagiere die Maschine verlassen konnten und direkt die großen Hallen des Flughafens betraten.

Ich war ein wenig nervös. Bill erging es nicht anders. Auch er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen.

Wir hatten die Härte und Brutalität unserer Gegner am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Ich war gespannt, wie sie jetzt reagieren würden.

Wenn der Bote aus dem fernen Indien etwas bemerkte, würde er sicherlich durchdrehen, das stand für mich so gut wie fest. Und wer konnte schon ahnen, wie stark er mit der Göttin Kali verbunden war?

Die ersten Passagiere erschienen vor der Schleuse. Es war eine englische Familie, deren Koffer schnell durchsucht waren. Erst tastete man die Gepäckstücke elektronisch auf Waffen und andere Metallgegenstände ab, dann mussten die drei Koffer geöffnet werden.

Der Inhalt war nicht verdächtig.

Als nächste Person blickten wir in das hagere Gesicht eines Inders. Es blieb unbewegt, als der Zollbeamte den Koffer durchsuchte und

ihn freigab.

Was die Leute so alles mitführten! Bei einem kleinen Japaner fanden die Beamten rosafarbene Spitzenwäsche. Sie lag über zerfledderten Pornomagazinen.

Normalerweise hätte ich gegrinst. Leider war der Fall zu ernst, um irgendwelche Späße zu machen.

Ober die Hälfte der Fluggäste waren bereits kontrolliert worden, als ein Inder an die Reihe kam, der mir wegen seiner Größe auffiel. Er war das Gegenteil von dem Mann, den ich verfolgt hatte. Klein gewachsen, sehr breit in den Schultern. Seine Augen erinnerten mich an schwarze Steine.

So kalt und dunkel bückten sie.

Bei der ersten Kontrolle tat sich nichts. Dann wurde der Mann aufgefordert, den Koffer zu öffnen.

Er zögerte, und seine Augen schienen sich noch mehr zu verdüstern.

»Bitte, Sir, öffnen Sie den Koffer«, forderte ihn der Zollbeamte, zum zweiten mal höflich auf.

»Warum?«

»Wir sind nicht befugt, Ihnen unsere Gründe darzulegen, Sir.«

Bill Conolly stieß mich an. »Das kann er sein«, hauchte der Reporter.

Der Mann nickte. Er legte acht Finger auf den Kofferdeckel und berührte mit den Daumen den Hebel der Schlösser.

Sie schnackten auf.

Der Zollbeamte wartete so lange, bis der Fluggast den Kofferdeckel selbst in die Höhe geklappt hatte. Dann erst schaute der Mann nach.

Wäschestücke, zwei Anzüge, Hosen, das alles präsentierte sich unseren Blicken. Ein harmloser Inhalt, der normalerweise keinen Verdacht erregte.

Aber der Beamte suchte weiter.

»Ich habe nichts«, sagte der Inder.

»Sir, das müssten Sie schon mir überlassen.«

Als der Zöllner beide Hände in den Koffer tauchen wollte, reagierte der Inder.

Blitzschnell riss er das Gepäckstück an sich. Damit hatten die Zöllner nicht gerechnet, wir aber auch nicht. Doch der Inder hatte Pech. Der Koffer war nicht wieder verschlossen. Das Unterteil rutschte über die Kante der Kontrolltheke, und dann fiel es zu Boden, obwohl der Inder den Griff noch festhielt.

Die Kleidung rutschte zum Teil heraus.

Und mit ihr verließ der Gegenstand den Koffer, der bisher noch nicht entdeckt worden war.

Ein Kopf!

Wir alle zuckten zusammen.

Auch Bill und ich erschrakten. Vielleicht waren wir etwas abgebrühter als die Zollbeamten, die vor Überraschung nichts taten, denn damit hatte keiner von ihnen gerechnet.

Der Kopf war zu Boden gefallen, ein wenig gerollt und lag jetzt so, dass mich die toten Augen anstarrten. Sie waren verdreht, hinter den Pupillen leuchtete das Weiß der Augäpfel. Der Mund stand leicht offen. Gelbe Zähne schimmerten in einer Reihe. Es waren keine Vampirhauer, sondern normale Zähne. Ebenso normal wie der ganze Schädel, der aus der Kette der Kali stammen musste.

Der Inder fing sich sehr schnell. Dabei verzerrte sich sein Gesicht, und durch die Lippen zischte er einen Befehl.

Ich flankte mit einem Satz über den Tresen. Dieser verdammte Kerl sollte mir auf keinen Fall entkommen, denn nur er konnte mir Informationen geben.

Die nächsten Ereignisse überstürzten sich jedoch. Während ich mich noch in der Luft befand, reagierte der Schädel auf den Befehl

seines Meisters.

Er hob vom Boden ab.

Es sah aus, als würde er an einem unsichtbaren Band hängen, und plötzlich befand er sich in Schulterhöhe. Auf den Inder konnte ich nicht achten, der Schädel war jetzt wichtiger.

Und er war gefährlich.

Als er sein Maul aufriss, ahnte ich Schlimmes, duckte mich und entging so einer roten Wolke, die aus seinem Mund strömte und mir entgegen flog.

Hinter mir schrie einer der Zollbeamten. Ich sah es nicht, ahnte allerdings, dass er von der Wolke getroffen worden war.

Schüsse peitschten.

Hautnah sirrten zwei Kugeln an mir vorbei und hieben in den schwebenden Schädel. Er wurde zurückgestoßen, bekam Löcher und schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn gekippt.

Ein Auge war zerstört. Aus der Öffnung drang eine rote Masse, und im nächsten Augenblick klatschte der Schädel zu Boden.

War er erledigt?

Nein, die Wunden schlossen sich wieder. Erneut traf er Anstalten, sich zu erheben.

Hinter mir hörte ich die aufgeregten Stimmen der Zollbeamten. Laut rief ich: »Nicht schießen!« Dafür nahm ich mein Kreuz. Es hatte vorhin geholfen, vielleicht würde es auch diesmal den verdammten Schädel zerstören.

Als er mich angriff, hielt ich das Kruzifix bereits in der rechten Hand.

Diesmal hatte er keine Chance.

Schädel und Kreuz prallten zusammen.

Gut und Böse, der ewige Kampf, und das Gute siegte diesmal. Der gefährliche Schädel barst auseinander, als hätte jemand mit einem Hammer gegen ihn geschlagen. In zahlreichen Einzelteilen flog er

davon, die erst gar nicht zu Boden fielen, sondern sich noch in der Luft in Rauch auflösten.

Erledigt!

Und der Inder?

Er stand da und schaute uns an. Steif wie eine Statue, als wäre kein Leben mehr in ihm.

Ich drehte mich um und berührte den Mann.

Starr wie ein Brett fiel er um, knallte mit dem Rücken auf den Boden und blieb liegen.

Tot...

Woran er gestorben war, wusste niemand von uns zu sagen. Wir sahen nur einen dünnen roten Faden, der aus dem halboffenen Mund quoll und am Kinn entlangsickerte.

Tief atmete ich ein. Ich drehte mich um und schaute nur die Zollbeamten sowie Bill Conolly an.

Alle waren sie blass.

Auch der Reporter. Die Leute vom Zoll hielten ihre Waffen in den Händen. Einer hatte auch geschossen, doch der Schädel war durch seine Kugeln nicht erledigt worden, erst das Kreuz hatte es geschafft.

Natürlich waren die Schüsse nicht ungehört verhallt. Es gab Zeugen, die nicht nur Angst hatten, sondern auch neugierig waren. In sicherer Entfernung vom Tatort hielten sie sich auf und schauten zu, wie ich neben dem Toten in die Knie ging. Ich wollte sehen, woran er gestorben war.

Das war nicht zu erkennen. Leider nicht. Er musste irgend etwas im Mund versteckt gehabt haben.

Als ich mich aufrichtete, stand Burns neben mir. Er hatte seine Mütze abgenommen und wischte sich die Schweißperlen von der Stirn. »So etwas habe ich noch nie erlebt«, flüsterte er. »Sie etwa?«

Ich hob die Schultern. Es hatte keinen Sinn, eine lange Erklärung zu geben, dessen war ich mir sicher.

»Was schlagen Sie vor, Oberinspektor?«

»Lassen Sie den Mann in die Obduktion bringen. Die Mediziner sollen sich um ihn kümmern.«

»Und Sie meinen, dass dabei etwas herauskommt?«

»Möglich.« Ich bückte mich noch einmal und nahm den Koffer an mich.

Er war ein wichtiges Beweisstück. Sein Inhalt interessierte mich.

»Kann ich den Koffer hier irgendwo ungestört untersuchen?« erkundigte ich mich.

»Natürlich, kommen Sie.«

Es hatte eine Unterbrechung gegeben. Die Fluggäste wurden unruhig.

Sie mussten mit der Abfertigung noch warten, bis der Tote weggeschafft worden war.

Bill und ich gingen in ein kleines Büro, in dem sonst die Untersuchungen verdächtiger Fluggäste stattfanden. Jetzt war es leer.

Ich legte den Koffer auf einen Tisch, und Bill Conolly half mir beim Auspacken.

Viel Hoffnung, etwas zu finden, hatte ich sowieso nicht gehabt.

Nacheinander hievte ich die Kleidungsstücke hoch und legte sie auf den Tisch. Das war alles völlig harmlos. Dinge, die jeder Reisende mit sich trug.

Bis Bill das kleine Buch entdeckte. Triumphierend hielt er es hoch und grinste.

»Was ist?« fragte ich.

Bill schlug das Buch auf.

Auf der ersten Seite sahen wir ein Bild der Göttin Kali. Es war kein Foto, sondern eine Zeichnung, die wir sehr genau anschauten.

»Die Dame sieht ziemlich scheußlich aus, nicht wahr?« meinte der Reporter.

Da hatte er recht. Man hatte die Zeichnung farbig angelegt. Deutlich

sahen wir das schwarze Gesicht der Todesgöttin und die ebenfalls schwarzen Haare. Doch das Rot darin schien keine Farbe zu sein, sondern Blut. Um den Hals der Göttin hing tatsächlich eine Kette aus Menschenschädeln. Die Köpfe waren so fein gemalt, dass wir sogar die Gesichtszüge erkennen konnten. Hier war wirklich ein Künstler am Werk gewesen.

»Nicht schlecht«, sagte ich und nickte.

»Wenn dich die vier Arme der Göttin einmal gepackt haben, kommst du nicht wieder frei«, meinte Bill und schüttelte sich.

Ich dachte an London. »Ob es hier bei uns auch wohl ein Abbild der Göttin gibt?«

»Male den Teufel nicht an die Wand.«

»Das brauche ich wohl kaum.« Der Inder hatte nach London gewollt, um Kalis Botschaft zu überbringen.

Demnach musste sich hier ebenfalls eine Gruppe befinden, die der Todesgöttin huldigte. Wobei ich mich allerdings fragte, ob diese Gruppe bereits so mächtig war wie die in dem Heimatland Indien. Wahrscheinlich nicht. Hier in London standen sie sicherlich erst am Anfang, und in den Anfängen hatten wir sie gestört. Einer der Londoner Diener existierte nicht mehr und der Bote aus Indien ebenfalls nicht. Sie hatten also zwei verloren. Wenn sich das bis ins Mutterland herumgesprochen hatte, würde von dort sicherlich ein neuer Bote gesandt. Und er würde es geschickter anstellen als der erste. Dessen war ich sicher. Das Kommen eines zweiten aber musste verhindert werden. Unter allen Umständen. In London konnten wir da nicht viel unternehmen, wenn, dann mussten wir das Übel an der Wurzel packen. Und das war nun mal in Indien.

Ich musste hin.

Das und meine Überlegungen teilte ich Bill Conolly mit, der mir zustimmte.

»Ja, wir müssen hin.«

»Wir?«

Bill grinste. »Glaubst du denn, John, dass ich dich allein reisen lasse? Schließlich habe ich den Fall ins Rollen gebracht, und mit Sheila werde ich schon einig.«

»Das ist dein Problem.«

»Klar.«

Ich schaute noch einmal im Buch nach. Als ich die Seite vier aufgeblättert hatte, sah ich die Abbildung eines weiteren Götzen. Es war Schiwa, Kalis Gemahl.

Sah die Todesgöttin schon schaurig aus, so stand ihr Schiwa wirklich in nichts nach. Wie Kali besaß auch er vier Arme. Allerdings zählte ich bei ihm drei Augen. Auch eine Kette hing um seinen Hals. Nicht aus Menschenköpfen, sondern aus Totenschädeln. Oberhalb der Kette und ebenfalls noch um den Hals des Götzen hatte sich eine armdicke Schlange gewickelt. Schlangen dienten ihm auch als Armreifen, und um seine Schultern lag ein Tigerfell.

»Wenn wir es mit beiden zu tun bekommen, dann viel Spaß«, meinte Bill mit Galgenhumor.

Da hatte er recht.

»Willst du Mandra Korab anrufen?«

»Das erledige ich vom Büro aus. Dann sage ich Sir James und Suko Bescheid.«

»Das gibt wieder Spesen.«

Ich hob die Schultern. »Wie heißt es so schön? Erfolgreiche Leute sind nicht billig.«

Bill lächelte schief. »Deinen Optimismus möchte ich haben.«

»Ja, der kostet nichts.«

Burns betrat den Raum. »Haben Sie etwas gefunden?« erkundigte er sich.

Das Buch hatte ich bereits eingesteckt. »Nein, leider nicht. Der Kopf war der einzige Hinweis.«

»Der hat mir auch gereicht.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Übrigens, wenn die Untersuchungen beendet sind, lassen Sie mir doch bitte eine Kopie des Berichtes zukommen. Und dann können Sie mir noch sagen, wann die nächste Maschine nach Kalkutta fliegt.«

Seine Augen wurden groß. »Sie wollen wirklich nach Indien?«

»Ja. Warum nicht? Schließlich muss das Übel an der Wurzel ausgerottet werden.«

»Wenn Sie es so sehen, sicherlich. Ich jedenfalls wünsche Ihnen viel Glück.«

»Danke, das können wir brauchen.«

Sie fanden Jim Marlowe, als er mehr tot als lebendig war. Bis zu einem Flusslauf hatte er es geschafft. Am Wasser war er dann zusammengebrochen und lieengeblieben. Während die Fluten seine ausgestreckten Hände umspülten und Marlowe vor Schwäche nicht mehr auf die Beine kam, tuckerte das kleine Boot durch die Fluten. Es war mit zwei Männern besetzt, die nur lange Hosen trugen und ansonsten den Oberkörper frei hatten. Bewaffnet waren die Männer mit modernen Schnellfeuergewehren. Die brauchten sie auch, denn sie hatten sich auf die Jagd nach einem Tiger gemacht. Das Tier sollte allerdings nicht getötet, sondern nur betäubt werden. Ein paarmal war es schon gesichtet worden, und es bestand die Gefahr, dass es sich auf seiner Suche nach Nahrung zu sehr einer menschlichen Ansiedlung näherte und dabei Schaden anrichtete.

Der Tiger sollte gefangen und weiter im Westen wieder ausgesetzt werden, wo der Dschungel noch dichter war und es vor allen Dingen weniger Menschen gab.

Am besten kam man im Dschungel noch immer mit dem Boot voran, wenn man ein bestimmtes Gebiet erreichen wollte. So dachten auch die beiden Männer, die als Tierfänger vom Staat ihr Geld bekamen.

Sie waren auf Tiger spezialisiert. Schon mehr als einmal hatten sie eine dieser prächtigen Raubkatzen gefangen, betäubt und Hunderte von Meilen entfernt wieder ausgesetzt.

Mit Ferngläsern suchten sie die Flussufer ab. Es konnte durchaus sein, dass sich das Tier auf irgendeiner Sandbank ausstreckte, um die warmen Sonnenstrahlen zu genießen.

Den Tiger sahen die Fänger nicht, dafür aber den Mann, der im Uferschlamm lag und sich nicht rührte.

Sofort drosselten die Männer die Geschwindigkeit des Bootes und drehten bei. Quer zur Strömung bewegte sich das Boot auf das Ufer zu, wo sich zwischen dem Wasser und dem Dschungel eine schmale Sandbank befand, auf der Jim Marlowe lag.

Schon bald schrammte der Kiel über den Sand, und beide Männer konnten das Boot verlassen. Einer blieb jedoch sitzen, während sich der andere um den am Ufer liegenden Jim Marlowe kümmerte.

Er hob ihn hoch und drehte ihn auf den Rücken. Zuerst glaubte der Inder, Marlowe würde nicht mehr leben, so blass war sein Gesicht. Als er nach dem Herzschlag fühlte, spürte er das leise Pochen in der Brust.

Der Weiße war nicht tot. Er war nur erschöpft. Seinem Aussehen nach zu urteilen, musste er einiges hinter sich haben, zumindest einen gewaltigen Marsch durch den Dschungel.

Allein schaffte es der eine Tierfänger nicht, den gebürtigen Engländer in das Boot zu hieven. Er benötigte schon die Hilfe seines Kollegen. Zu zweit klappte es.

Marlowe schien zu schlafen. Allerdings war es ein Schlaf, der mehr einer Ohnmacht glich, selbst als die beiden ihn an der Schulter rüttelten, wurde er nicht wach.

Er murmelte nur einige Worte, die bei genauerem Hinhören auch verstanden wurden und die Männer erschreckten.

Da war von einem Tempel die Rede und von der Totengöttin Kali,

dem grauenhaften Geschöpf, vor dem fast alle Inder Angst hatten, ob sie sich nun zu den modernen Bewohnern zählten oder zu den mit der Tradition verwurzelten.

»Kali. Er hat Kali gesagt!« zischte einer der Tierfänger und schaute sich vorsichtig um, als könnte die Totengöttin irgendwo in der grünen Dschungelwand lauern.

»Ja, ich habe es gehört.«

»Ob er sie gesehen hat?«

»Vielleicht.«

»Man spricht davon, dass es hier im Dschungel einen alten Tempel geben soll. Bestimmt hat der Weiße ihn gefunden.«

»Das wäre schlimm.«

Die beiden Tierfänger schwiegen eine Weile. Jeder dachte über das nach, was sie erfahren hatten. Und das war für sie schlimm genug.

»Was sollen wir machen?« fragte der Mann, der zuerst aus dem Boot gestiegen war.

»Wir nehmen ihn mit.«

»Und wohin?«

Darauf wussten die beiden Männer so rasch keine Antwort. »Erst einmal müssen wir ihn auf die Beine kriegen«, schlug der eine vor.

»Das ist auch keine Lösung.«

»Dann sag mir eine bessere, Sabu.«

Sabu schaute auf den völlig Erschöpften. Eine Antwort gab er nicht, dafür kniete er sich hin und tätschelte die Wangen des Mannes. Der Fremde sollte endlich erwachen, damit sie ihm zu hinken und zu essen geben konnten. Proviant befand sich an Bord.

Der Inder hatte Erfolg. Bereits wenig später schlug Jim Marlowe die Augen auf. Sein Blick flackerte. Dem Mann war deutlich anzusehen, dass er über irgend etwas nachdachte oder sich an etwas zu erinnern suchte.

Sabu lächelte. »Sie sind in Sicherheit«, sprach er Marlowe in holprigem Englisch an.

»Wieso? Ich bin doch durch den Dschungel...«

»Trinken Sie das.« Jim bekam eine Flasche gereicht, deren Öffnung er an den Mund setzte, um vorsichtig einige Schlucke zu nehmen. Das Zeug war scharf, und es brannte im Hals. Marlowe schätzte, dass ihm der Mann selbst gebrannten Schnaps zu trinken gegeben hatte. Ein Teufelszeug, das Tote wieder auf die Beine brachte.

Auch ihm ging es besser.

Sabu nahm die Flasche wieder an sich. »Möchten Sie etwas essen?« fragte er dann.

»Nein, ich habe keinen Hunger, danke.« Marlowe setzte sich aufrecht. Er zitterte dabei. Schweiß lag auf seiner Stirn. Der Blick flackerte, als Marlowe den Kopf drehte und über die Bordwand auf die träge dahinfließenden Fluten des Flusses schaute. Die Tierfänger ließen ihn in Ruhe. Er sollte erst einmal zu sich selbst finden, vielleicht würde er dann reden.

Sacht schaukelte das Boot, und Jim Marlowe schloss die Augen. Dann begann er zu berichten. Er tat dies mit leiser Stimme, als hätte er Angst, dass seine Worte an Ohren gelangen konnten, die für sie nicht bestimmt waren.

Er sprach vom Auftrag des Archäologen, dann von dem Flug, der gut begonnen hatte, bis sie in die starke Gewitterfront gerieten und nicht mehr ausweichen konnten. Auch den Absturz verschwieg er nicht und ebenfalls nicht den Weg durch den Dschungel, bis sie den Tempel der Totengöttin gefunden hatten.

Als er davon erzählte, wurden die Tierfänger blass. Sie erinnerten sich wieder an die ersten Worte des Geretteten. Als er noch im tiefen Schlaf der Erschöpfung lag, hatte er ebenfalls von der Totengöttin geredet.

»Ich habe sie gesehen«, flüsterte er. »Ich habe sie deutlich gesehen.

Sie hat eine Kette um ihren Hals hängen. Eine Kette aus Menschenköpfen, und ein Kopf ist dazugekommen. Der von dem Archäologen, er hing in der Kette. Ich bin geflohen, gerannt. Ich hatte Angst. Die Göttin ist schrecklich.«

Da sagte er den beiden Tierfängern nichts Neues. Sie hatten sich bereits entschlossen. Tiefer in den Dschungel wollten sie nicht fahren. Wenn Kali zu einem schrecklichen Leben erwacht war, dann musste dies ganz in der Nähe geschehen sein, denn weit hatte der Mann bestimmt nicht laufen können.

»Wir fahren zurück«, ordnete Sabu an.

»Und wohin?« fragte Marlowe.

Sabu war der Ältere. Zudem ein Mann, der viel herumgekommen war. Er kannte einige Leute, wichtige Personen und sogar einen, der sich vor der Totengöttin nicht fürchtete, der ihr sogar den Kampf ansagen würde.

»Wir bringen dich zu Mandra Korab«, erklärte Sabu. »Er wird dir sicherlich weiterhelfen.«

»Wer ist das?« fragte der Engländer.

Da lächelte Sabu. »Ein Mann, den wir gut kennen und der keinerlei Furcht kennt. Auch nicht vor Kali.«

»Gibt es denn jemanden, der sich nicht fürchtet?«

»Ja, Mandra Korab.«

Mandra Korab wusste, dass wir kamen. Er hatte zwar kaum etwas verstanden, weil die Verbindung mehr als schlecht war, aber er rief zurück und bestätigte meinen Anruf, wobei seine Stimme ebenfalls vom Rauschen der Leitung fast übertönt wurde.

Zu dritt machten wir uns auf die Reise. Bill Conolly, Suko und ich. Der Reporter hatte noch mit der Redaktion einer großen Illustrierten telefoniert und einen Bericht über Kalkutta versprochen. Er befand sich nicht zum ersten mal in Indien. Ich brauchte nur an den

Fall mit den Flugvampiren zu denken, als Bill in Indien ein schreckliches Abenteuer erlebte und mich durch so etwas wie Telepathie auf seine Nöte aufmerksam machen konnte.

Aber das lag lange zurück.

Ich war in meinem Leben schon oft geflogen. Ich nutzte jedesmal die Gelegenheit für ein Nickerchen. In der übrigen Zeit aß ich und sah mir Filme an.

Sogar ein Gruselstreifen war dabei. Er hieß »Terror Eyes« und handelte von einem Frauenköpfer, der Boston unsicher machte.

Der Film war gut gemacht, ein Lob dem Regisseur, der schon fast die Qualitäten des leider verstorbenen Alfred Hitchcock zeigte.

Der zweite Film hatte eine für meinen Geschmack zu seichte Story.

Irgendeine Liebesgeschichte, die mich einschläferte.

In Bahrain landeten wir zwischen, hatten Aufenthalt, durften die Maschine nicht verlassen, und durch die Fenster konnten wir die hohen Bohrtürme sehen, die das Gold der Wüste, das Öl, aus dem Boden pumpen. Das Emirat Bahrain war durch sein Öl reich geworden. Der kleine Staat kannte keine Schulden.

Nach über einer Stunde flogen wir weiter Richtung Osten.

Kurs auf den gewaltigen indischen Subkontinent, auf ein Land, in dem Märchen noch Wirklichkeit werden konnten.

In Indien gab es einen ungeheuren Luxus, gleichzeitig auch eine unvorstellbare Armut. Fortschritt und Tradition paarten sich dort, wobei der Fortschritt zumindest an einigen Punkten als bedenklich angesehen werden konnte, weil er es nicht geschafft hatte, das Land aus der Not herauszureißen.

Indien war das Land der Gaukler, der Gurus und Märchenerzähler. Dazu zerrissen in viele Provinzen, wo zahlreiche Sprachen und Dialekte gesprochen wurden. Die Menschen aus dem Norden verstanden ihre Landsleute im Süden nicht, ebenso verhielt es sich mit dem West-Ost-Gefälle. Wir würden von dem Land an sich kaum

etwas mitbekommen und konnten uns auch nicht um die Sorgen der Bevölkerung kümmern.

Unsere Aufgabe war eine andere.

Die Vernichtung der Todesgöttin Kali!

Ob uns das gelingen würde, stand wirklich in den Sternen. Ich hatte inzwischen genug über Kali gelesen. Sie war gefürchtet, die Menschen hatten Angst vor ihr, gleichzeitig jedoch beteten sie die Göttin an. Sie erhofften sich von ihr Macht und Geld, damit sie aus dem Strudel der Armut gerissen wurden.

Die Göttin mit den vier Armen. Wer in ihre Nähe kam, war rettungslos verloren. Es sei denn, er würde eine Waffe bei sich tragen, mit der er sich verteidigen konnte.

So eine Waffe hatte ich mitgenommen.

Es war das Schwert, das ich dem Dämonenhenker Destero abgenommen hatte. Es lag wohl verpackt in einer Schatulle. Sollten wir tatsächlich der Göttin gegenüberreten, so hoffte ich, dass ich mit der schwarzmagischen Waffe etwas gegen den vierarmigen weiblichen Dämon ausrichten konnte.

Mit der Klinge wollte ich ihr die Arme abhacken!

Die Maschine war nur etwa bis zur Hälfte besetzt. Ich hatte einen Fensterplatz erwischen können und schaute hinaus. Wir flogen über den Wolken. Die Sicht war Spitze, und wir hatten einen strahlend blauen Himmel. Er spannte sich wie ein unendliches Tuch über uns, seine Weite wirkte irgendwie gigantisch. Wenn man darüber nachdachte, kam man unweigerlich zu dem Resultat, dass man als Mensch doch klein und unbedeutend war.

Suko schlief.

Bill machte sich irgendwelche Notizen. Ich wollte ihn auch nicht stören, so schlenderte ich in den hinteren Teil des Flugzeuges, wo eine kleine Bar aufgebaut war. Man konnte dort sitzen und einen Drink nehmen.

Außer mir saß noch ein Paar dort und trank Tee.

Die braunhäutige Stewardess lächelte charmant, als ich Platz genommen hatte. Sie fragte nach meinen Wünschen.

Ich hatte Durst auf einen Whisky.

»Scotch oder Bourbon?«

Ich nahm Scotch. Eis lehnte ich ab, hob das Glas an und drehte es in den Händen. Genüsslich trank ich von der goldbraunen Flüssigkeit, die wenig später meinen Magen wärmte. Es tat gut, sich ein wenig zu entspannen und an nichts weiteres mehr denken zu müssen.

Ich wollte wirklich für fünf Minuten meine Ruhe haben und schloss die Augen.

Die wohlige Wärme des Alkohols ergriff bald von meinem gesamten Körper Besitz, und mir kam es nicht vor wie in einem Flugzeug, sondern eher wie zu Hause im gemütlichen Wohnraum. Es half nichts, zu träumen, ich musste mich mit der Wirklichkeit abfinden und dachte wieder an den Job, der vor mir lag. Es ging gegen Kali, das war hart genug.

Das kleine Buch, das wir bei dem Inder auf dem Flughafen in London gefunden hatten, steckte in meiner Innentasche. Ich holte es hervor und schlug es auf. Die Totengöttin wollte ich mir noch einmal anschauen, damit sich ihr Bild bei mir einprägte.

Als ich die Seite aufschlug, wo ich die Zeichnung finden konnte, weiteten sich meine Augen.

Die Seite war leer.

Kali existierte nicht mehr!

Das war wirklich eine gelungene Überraschung. Und keine gute, wie ich meine. Ein Bild verschwindet nicht einfach mir nichts dir nichts aus dem Buch, dahinter steckte Magie. Damit verfolgte man einen Plan. Allerdings fragte ich mich, welchen. Fast hätte ich das Buch vor Schreck fallen gelassen. Ich fühlte mich plötzlich

beobachtet und dachte daran, dass ich auch innerhalb des Flugzeuges vor meinen Gegnern nicht sicher war.

Die steckten überall. Jeder der Passagiere konnte auf der anderen Seite stehen.

Ich blätterte das geheimnisvolle Buch noch weiter auf. Ein paar Seiten danach befand sich die Zeichnung des Gottes Schiwa. Sie war noch vorhanden. Als ich dann wieder zurückblätterte und auf die Seite schaute, die einmal das Bild der Totengöttin geziert hatte, fiel mir etwas auf.

Die Seite war nicht mehr leer. Wenn ich das Buch ein wenig schräg gegen das Licht hielt, kristallisierten sich einige Buchstaben hervor.

Allerdings in einer Schrift, die ich nicht lesen konnte. Sie wurde in Indien benutzt.

Ich dachte nach.

Mein Blick fiel auf die Stewardess, die hinter der Bar stand. Vielleicht konnte sie die Schrift lesen, schließlich war sie Inderin. Ob ich es riskieren konnte und ihr das Buch einmal in die Hand drückte?

Sie hatte meinen Blick bemerkt und lächelte. »Kann ich Ihnen helfen, Sir?« fragte sie sehr höflich.

»Vielleicht.«

»Um was geht es denn?«

»Es dreht sich um dieses Buch.« Ich hielt es hoch, damit sie es erkennen konnte. Von außen sah es völlig normal aus, da war nichts von dem brisanten Inhalt zu merken.

»Und was ist damit?«

»Nun, da steht auf einer Seite etwas, das ich nicht lesen kann. Es ist wohl in indisch verfasst. Wenn Sie so nett sein würden, es mir zu übersetzen! Ich lasse mir das ein Glas Sekt oder etwas anderes kosten.«

»Nein, Sir, Alkohol trinken wir während der Dienstzeit nicht. Ich

sowieso nie, aber ich kann gern nachschauen, welcher Text dort aufgeführt wurde.«

»Das wäre wirklich sehr nett.« Ich gab der Stewardess das Buch und zündete mir eine Zigarette an.

Das Girl schlug die ersten Seiten auf. Ich beobachtete sie über die Flamme meines Feuerzeugs hinweg.

Ihr Gesicht veränderte sich.

Die Augen, groß mit Pupillen dunkel wie Haselnüsse, zeigten einen nicht gelinden Schreck. Schweiß stand plötzlich auf ihrer Stirn und lag auch auf den Wangen. Fahrig fuhr die Zunge über die vollen Lippen, dann jedoch hob die Stewardess die Schultern und brachte es fertig, wieder zu lächeln.

»Es tut mir sehr leid, Mister, aber ich kann Ihnen den Text leider nicht übersetzen.«

»Schade.«

»Er ist in einem Dialekt geschrieben.«

»Da kann man wohl nichts machen«, erwiderte ich und lächelte. Dann nahm ich das Buch wieder an mich. Die Kleine konnte mich nicht leimen.

Sie hatte den Text genau verstanden, das hatte ich an ihrer Reaktion bemerkt. Aber warum wollte sie mir nichts sagen? Was war so schlimm daran?

Ich leerte mein Glas und rutschte vom Hocker. Durch den Mittelgang schritt ich wieder zu meinem Platz zurück. Suko schlief noch immer. Bill schaute nur kurz von seinen Notizen hoch, als ich mich niederließ. Von dem verschwundenen Bild erzählte ich weder Suko noch Bill Conolly etwas. Das wollte ich für mich behalten.

Von meinem Platz aus konnte ich die kleine Bar sehen, wenn ich den Kopf drehte. Die Stewardess schaute zu mir rüber. In ihrem Blick las ich keine Spur von Freundlichkeit.

Steckte sie vielleicht mit den Helfern der Todesgöttin unter einer

Decke?

Ich schaute auf die Uhr.

Wir würden noch einige Stunden in der Luft sein, bis wir Kalkutta erreicht hatten. In der Zeit konnte viel geschehen, und vielleicht gelang es mir auch, die Stewardess aus der Reserve zu locken und sie zu enttarnen.

Die Gelegenheit ergab sich viel früher, als ich gedacht hatte. Die Stewardess verließ ihren Platz hinter der Bar und verschwand in der kleinen Pantry. Ihre Kollegin hielt sich im Passagierraum auf. Sie kümmerte sich weiter vorn um zwei kleine Kinder, denen der Flug zu langweilig geworden war. Die Stewardess las ihnen etwas aus einem dicken Buch vor.

Ich folgte ihrer Kollegin. Die Pantry war schnell gefunden, zudem hörte ich das Klappern von Geschirr. Ich drückte die schmale Tür auf, die lautlos nach innen schwang und dabei einen Luftzug verursachte, der von der Stewardess bemerkt wurde. Sie fuhr herum. Vor Schreck wurde ihr Gesicht bleich. Dann hatte sie sich gefangen und fragte: »Sie wünschen, Sir?«

»Ich will mit Ihnen reden.«

»Sir, es ist uns verboten, mit Passagieren irgend etwas...«

»Reden Sie keinen Unsinn!« Mit diesem Satz und einer wirschen Handbewegung unterbrach ich sie. »Sie wissen genau, aus welchem Grund ich zu Ihnen gekommen bin.«

»Tut mir leid, Sir, ich habe keine Ahnung.«

»Es geht um das Buch.«

»Und? Ich konnte es nicht übersetzen. Oder glauben Sie mir nicht?«

»Ihrer Reaktion habe ich entnommen, dass sie es sehr wohl übersetzen können, aber Sie trauten sich nicht. Sie haben Angst, Mädchen. Hündische Angst vor dieser Kali!«

Jetzt war es heraus. Ich hatte den Namen gesagt, und die Stewardess zuckte zusammen, als hätte ich ihr einen Schlag mit der

Peitsche verabreicht.

Sie schwieg weiterhin.

»Stimmt es nicht?«

Ihr Blick wurde starr.

»Gehen Sie!« flüsterte sie scharf. »Gehen Sie bitte, und erwähnen Sie den Namen nicht noch einmal, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist.«

Manchmal kann ich sehr eigensinnig sein. Nicht immer, aber damals hatte ich meinen eigensinnigen Tag. »Ich will wissen, was in dem Buch stand. Bevor Sie mir das nicht gesagt haben, werde ich den Raum hier nicht verlassen. Haben wir uns verstanden?«

»Sie machen einen Fehler, einen sehr großen sogar.«

»Das ist mein Bier.« Ich verschränkte die Arme vor meiner Brust.
»Also, ich höre.«

»Nein!« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht sagen. Ich werde es auch nicht sagen. Ihr Geist würde in mich fahren und mich zu einem Sklaven der Göttin machen. Möchten Sie das?«

»Es sind Ausreden.«

»Das stimmt nicht. Kali ist überall. Sie braucht nicht mehr erweckt zu werden, sie ist schon da. In der Prophezeiung hat es genau gestanden.«

»Dann war es also eine Prophezeiung, was auf den Seiten des Buches stand?«

»Ja.«

»Jetzt brauche ich nur noch den Text, dann ist alles klar.«

»Den kann ich nicht sagen.«

»Und warum nicht?«

»Weil es nicht geht.«

Ich schaute sie etwas mitleidig an. »Sie glauben doch nicht, dass ich mich so ohne weiteres abspeisen lasse. Nein, meine Liebe, Sie haben A gesagt und müssen auch B sagen.«

Sie schüttelte den Kopf. Im hochgesteckten Haar lockerte sich eine

Spange, die dunkle Flut fiel an der rechten Seite bis auf die Schulter.

»Den Text!« forderte ich.

Ihr Gesicht verzog sich, als litte sie unter starken Schmerzen. Dann nickte sie, und in ihren Augen glomm plötzlich ein fanatisches Feuer.

»Ja, ich werde dir den Text nennen, Fremder. Du sollst ihn hören!«

Sie sprach die Worte aus.

Harte Worte, kehlige Laute drangen aus ihrem Mund. Ich verstand nicht, was sie sagte, denn die Überraschung hielt mich gepackt. Die Stewardess redete zudem mit einer Stimme, die ihr nicht gehörte, sondern einer fremden Person.

Kali!

Dumpf klang die Stimme. Dumpf und dunkel. Sie drang tief aus dem Rachen, als würde dort jemand sitzen, der für die Frau sprach. Sie betonte jedes Wort anders, und ich brauchte kein Sprachenkenner zu sein, um feststellen zu können, dass sie mir einen Fluch entgegenschleuderte.

Den Fluch der Göttin!

Die Worte trafen mich. Ihre einzelne Bedeutung begriff ich nicht, doch sie hörten sich grausam und gefährlich an. Schlimme Worte, wie ein Mensch sie nie ausstoßen würde, es sei denn, er stünde unter einem Bann, wie eben die Stewardess.

Irgend etwas hatte sich auch verändert. Es war die Atmosphäre. Vorhin war mir die Luft in der Pantry ziemlich warm vorgekommen, jetzt kühlte sie sich ab, und unsichtbare Eiswolken schienen auf mich zuzuströmen. Gleichzeitig änderte sich das Aussehen der Stewardess.

Ihre Haare bekamen einen matten Glanz. Sie stellten sich hoch und bildeten auf dem Kopf einen Wirrwarr aus schwarzen Strähnen. Das Gesicht wurde breiter, es bekam einen unsagbar bösen und kalten Ausdruck. Unter den Achselhöhlen platzte die Uniform plötzlich auf.

Fleischstümpfe erschienen, die sofort wuchsen und dabei zu zwei neuen Armen wurden.

Kalis Geist steckte in der Stewardess. Und er war so stark und mächtig, dass sich die Inderin verwandelte und sogar zu einem Zerrbild der Göttin wurde.

Zu einem gefährlichen...

Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch. Das Bild aus dem Buch war verschwunden, und es musste, auf welchem Wege auch immer, vom Geist der Stewardess Besitz ergriffen haben. Ja, eine andere Möglichkeit konnte ich mir nicht vorstellen.

Weit riss sie den Mund auf.

Wie schon bei dem Diener am Flughafen drang eine rote Wolke daraus hervor, ein Blutnebel, der sein Ziel in meiner Person fand.

Ich holte das Kreuz hervor. Bevor der Nebel mich berühren konnte, bekam er Kontakt mit dem Kreuz.

Es zischte, als wäre Wasser auf eine glühende Ofenplatte gefallen.

Kaum hatten sich die beiden gegensätzlichen Strömungen berührt, da löste sich der blutige Nebel auf und verschwand.

Ich aber nahm das Buch hervor, legte es auf einen kleinen Tisch und berührte es mit dem Kreuz. Meine Rechnung ging auf. Wieder hörte ich ein Zischen, das geweihte Silber brannte ein Loch in den Umschlag, fraß sich durch, und dann löste sich das Buch auf.

Zurück blieb blauschwarzer Rauch, der bestialisch stank und durch die Lüftung weggeweht wurde. Ich hätte dieses verdammte Buch schon viel früher vernichten sollen, dann wäre der Stewardess so manches erspart geblieben. So aber torkelte sie zur Seite, fiel gegen die Wand, und bevor sie sich stützen konnte, lag sie schon am Boden.

Im ersten Augenblick befürchtete ich, sie wäre tot, und ich bückte mich hastig.

Nein, sie lebte.

Blass war sie, und ich schaute wieder in ihr normales Gesicht. Der Geist der Totengöttin war mit der Zerstörung des Buches nicht nur

aus dem Mädchen gefahren, es hatte sich auch wieder normalisiert und war nicht mehr besessen.

Ich atmete auf, hob sie hoch, schaute mich um und fand einen leeren Stuhl, wo ich sie niederließ. Dann feuchtete ich das Tuch an und betupfte damit ihr Gesicht.

Das kalte Wasser half. Die Stewardess schlug die Augen auf und schaute sich verwirrt um.

»Wo... wo bin ich?« lautete ihre erste Frage.

»In Sicherheit«, erwiderte ich.

Erst jetzt schien sie mich zu bemerken, und ihre Augen weiteten sich.

»Wer sind Sie?«

Ich will es abkürzen. Eine Weile war ich damit beschäftigt, die Stewardess zu beruhigen. Sie konnte sich an nichts mehr erinnern, und ich hütete mich, den Namen der Göttin Kali auch nur leise auszusprechen. Sie brauchte ihn nicht zu hören. Schließlich lenkte ich das Gespräch in die Richtung wie Gedächtnisschwäche, Schwindelanfall und so weiter. Das sah die Stewardess auch ein, wobei sie sich Sorgen machte, nicht mehr fliegen zu können.

Ich ging wieder zurück.

Suko und Bill schauten gemeinsam vorwurfsvoll. »Wo hast du denn so lange gesteckt?« fragte mich der Reporter.

»Hände gewaschen.«

Beide nahmen mir die Antwort nicht ab. Ich wollte sie auch nicht länger im unklaren lassen und erklärte, was tatsächlich geschehen war. Bill und Suko verstanden. Ihre ernsten Blicke sagten genug. Der Geist der Todesgöttin in der Maschine. Zum Glück hatte ich dies noch früh, genug bemerkt. Man konnte sich kaum vorstellen, was geschehen wäre, wenn Kali durch die Stewardess ihre Kräfte entfaltet hätte. Sie hätte eine wahre Hölle entfalten können. So war die Gefahr gerade noch gebannt worden.

Die Stewardess kam wieder zurück und versah ihren Dienst, als wäre nichts geschehen. Nur manchmal warf sie mir lange Blicke zu. Ich lächelte dann, und sie war beruhigt.

Bis zur Landung in Kalkutta geschah nichts Außergewöhnliches mehr.

Mandra Korab war nicht nur ein sehr vermögender Mensch, sondern auch ein Mann mit Beziehungen. Wir waren sicher, dass wir am Flughafen keine größeren Kontrollen über uns ergehen lassen mussten.

Darauf hätte ich wetten können und diese Wette auch gewonnen.

Wir stiegen zwar zusammen mit den anderen Passagieren aus, doch wurden wir sofort zur Seite gebeten und lösten uns vom Strom der übrigen Fluggäste.

Die Stewardess warf mir noch einen letzten Blick nach. Ich sah dies, als ich mich einmal rasch umwandte.

Schon jetzt machte mir das indische Klima zu schaffen. Das war nicht nur heiß, sondern auch schwül. Ein Wetter, das man als Europäer kaum ertragen konnte. Und wir mussten da noch Dämonen jagen.

Auf dem Airport herrschte ein unwahrscheinliches Gewimmel. Ein farbiger Menschenwirrwarr. Trotz dieses Durcheinanders konnten wir ihn sofort erkennen.

Er, das war Mandra Korab.

Hochgewachsen, muskulös. Ein Bild von einem Mann. Der hätte in jeden Abenteuer-Film gepasst. Und er lächelte. Sein Mund war in die Breite gezogen, die Zähne blitzten, die Arme hatte er ausgestreckt, um uns zu begrüßen.

»Willkommen in Indien!« rief er.

Wir schüttelten uns die Hände. Ich brauchte meine Freunde nicht vorzustellen, Mandra Korab kannte sie beide. In London hatten wir

den letzten Fall erlebt.

Ich schaute ihn an. »Wo hast du denn deinen Bart gelassen?« wollte ich wissen.

»Weg.«

»Warum?«

»Er störte mich einfach.«

Wir lachten. »Besonders die Frauen, wie ich mir vorstellen kann«, sagte der Reporter. »Was ist denn mit den Schönen des Landes? Hast du dir noch keine ausgesucht?«

»Nein, ich kann mich nicht entscheiden.«

Suko deutete auf mich. »Wie John. Der ist wohl auch zum ewigen Junggesellen geboren.«

»Warum soll man sich das ganze Leben nur an eine hängen?« sagte Mandra Korab. »Im Garten der Welt blühen viele Blumen, wie ihr sicherlich wisst.«

Ich grinste. »Wem sagst du das?«

»Und ihr habt London schutzlos gelassen?«

»Ja, mein Lieber. Was tut man nicht alles für einen Freund, wie du es einer bist.«

Da lachte Mandra Korab. »Erst einmal geht es doch um Kali. Und in zweiter Linie um mich. Wenn überhaupt.«

»Klar, aber müssen wir das hier bereden?«

»Nein, Lasst uns etwas trinken. Es gibt hier ein kleines Lokal, das auch mit einer Klimaanlage ausgestattet ist.«

Dort gingen wir hin. Mandra hatte die Führung übernommen. Sein grüner Turban war nach alten Vorschriften geschlungen und saß kerzengerade auf seinem Kopf. Der machte Mandra noch größer, als er in Wirklichkeit war. Mandra trug einen ebenfalls grün schillernden Anzug mit einer hüftlangen Jacke. Er war schon eine imponierende Erscheinung, und die Menschen traten respektvoll zur Seite, wenn sie ihm über den Weg liefen.

Im Restaurant gab es genügend freie Plätze für uns. Gegessen hatten wir im Flugzeug, aber trinken konnten wir etwas. Eine dicke Scheibe schützte das Lokal gegen den Lärm des Flugfeldes ab. Mandra Korab bestellte ein einheimisches Getränk, das sich als irgendein Tee entpuppte, den ich zuvor noch nie getrunken hatte. Er schmeckte mir jedoch gut.

Dann berichtete ich. Mandra Korab hörte aufmerksam zu, als ich ihm von der Verwandlung der Stewardess erzählte. Er nickte ein paarmal und meinte: »Ihr Geist ist überall, da kannst du nichts machen, John Sinclair.«

»Aber wir müssen sie stoppen.«

»Es wird schwer sein.«

Ich nahm einen Schluck Tee. »Ich kenne dich schon einige Zeit, Mandra, aber ich habe dich noch nie so pessimistisch erlebt. Wirklich, das ist eine Ausnahme.«

Suko und Bill nickten bestätigend. Sie waren ebenfalls meiner Ansicht.

»Es geht gegen Kali«, sagte er.

»Und?« fragte Bill.

Mandra drehte sich zu dem Reporter hin. »Der eine Satz hätte dir eigentlich alles sagen müssen.«

»Nein.«

»Ich will euch nichts, Freunde, aber ihr Europäer macht meines Erachtens nach einen Fehler. Ihr unterschätzt die Macht dieser Göttin ganz gewaltig. Wenn jemand mächtig ist und auch weiß, mit seiner Macht umzugehen, dann Kali. Die Totengöttin hat sich gehalten, und der Kreis ihrer Anhänger ist keineswegs kleiner geworden, das könnt ihr mir glauben. Hier in Indien ist die Zeit zum Teil noch stehengeblieben. Der Glaube an die alten Götter und deren düstere Prophezeiungen besteht nach wie vor, das könnt ihr mir glauben. Täglich kann man dies hier erleben, und ich male nicht schwarz,

dafür kennt ihr mich.«

Das stimmte. Mandra Korab war ein furchtloser Mann. Der gab nicht auf, sondern stellte sich den Problemen. Wo immer er helfen konnte, war er zur Stelle. Er nutzte seine Macht und seinen Einfluss aus, um gegen die Mächte der Finsternis zu kämpfen.

Mandra Korab stammte aus einem alten indischen Maharadschageschlecht. Auch jetzt besaß er noch große Ländereien, zahlreiche Häuser und Paläste. Allerdings gehörte er nicht zu denjenigen, die ihr Geld und ihren Einfluss für egoistische Ziele ausnützten. Nein, Mandra Korab stellte sich und seinen Besitz in den Dienst der Allgemeinheit.

Behutsam, anders war es nicht möglich, versuchte er, Reformen einzuführen. Er war der Meinung, dass auch die Armen ein Recht darauf hatten, menschenwürdig zu leben. Im krassen Gegensatz dazu stand das Kastendenken seiner Landsleute, und so war es für Mandra manchmal unmöglich seine Vorstellungen durchzusetzen.

»Sind denn die Diener der Göttin hier in Indien zu einer großen Aktivität erwacht?« fragte ich den asiatischen Freund.

»Das kann ich nicht sagen. Die Tongs und Geheimbünde, die Kali anbeten, existieren immer, und man wird sie nie ausrotten können. Damit müssen wir uns abfinden. Hinzu kommt noch etwas, von dem die meisten nicht einmal etwas ahnen. Kali existiert nicht nur einmal, das vorausgesetzt. Diese Göttin hat die Eigenschaft, in zahlreichen Gestalten aufzutreten. Im gesamten Land gibt es geheimnisvolle Tempel, in denen Kali angebetet wird. So wie du sie gesehen hast, John, zeigt sie sich in ihrer Urgestalt. Sie kann auch anders auftreten. Zum Beispiel als schöne Frau mit vier Armen oder als Monster. Zudem steht sie unter Schiwas Schutz, und Schiwa gehört ebenfalls zu den großen und mächtigen Göttern.«

Ich leerte meine Tasse. »Wenn ich dir so zuhöre, dann machst du uns ja ganz schön Mut.«

Da lächelte der Inder. »Was soll ich sonst tun? Ihr wolltet die Wahrheit wissen, und die habe ich euch mitgeteilt.«

»Aber irgendwie müssen wir sie doch packen«, sagte Suko. »Hast du da bereits einen Plan?«

»Ja. Mir ist nämlich, wenn ihr so wollt, der Zufall zu Hilfe gekommen. Und zwar gibt es da einen Mann namens Jim Marlowe...«

In den nächsten Minuten erzählte Mandra Korab von dem Piloten, der eine schreckliche Odyssee hinter sich hatte und dem reinen Glück sein Leben verdankte.

Aufmerksam hörten wir zu, und als Mandra auf den Tausch der Köpfe zu sprechen kam, horchten wir auf.

»Wie war das?« fragte ich nach. »Der Kopf des Archäologen schmückt jetzt die Kette?«

»So ist es.«

Bill, Suko und ich tauschten Blicke. Der Reporter sprach das aus, was wir alle drei dachten. »Dann war der Kopf, den du in London zerstört hast, John, unter Umständen derjenige, der an der grausamen Kette gehangen hat.«

»So könnte es sein«, bestätigte Mandra Korab.

»Eins jedoch verstehe ich nicht«, sagte ich zu dem Inder. »Wieso konnte mein Kreuz den Schädel zerstören? Wir haben nämlich Fälle erlebt, wo es gegen die fremde Mythologie ging, da war dies nicht der Fall. Da hat mein Kreuz nicht geholfen. Ich brauche da nur an die Teufelsdschunke zu denken, wo ich mein Kreuz hätte wegwerfen können, so wertlos war es.«

Mandra hob die breiten Schultern. Seine Antwort klang nicht gerade ermutigend. »Auch ich kann da nur raten, John.«

»Dann tu's mal.«

»Wie hat der Kopf ausgesehen?«

Ich lachte. »Wie ein Kopf.«

»Klar, John. Nur - war es ein Asiate, ein Chinese oder ein Inder?«

»Nein, ein Weißer!«

»Da könnte durchaus die Lösung des Rätsels hegen, mein Lieber. Ein Weißer, der ja aus einem anderen Lebens- und Magiebereich stammt als ein Einheimischer und von der Magie der Göttin noch nicht voll integriert wurde. Deshalb konnte dein Kreuz ihn zerstören. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.«

Das war natürlich eine Erklärung. Aber sie reichte mir nicht, und ich sagte es auch.

Mandra hob die Schultern. »Vielleicht findest du eine andere Alternative, John.«

»Ja, vielleicht.« Ich schaute auf meine Uhr. Die Zeit hatte ich schon korrigiert. »Was hast du dir jetzt gedacht?«

»Wir fahren erst einmal zu mir. Dort könnt ihr euch frischmachen.«

Ich lächelte. »Aber gib acht, dass uns nicht das gleiche passiert wie damals.« Mit dieser Antwort spielte ich auf meinen ersten Besuch in diesem Land an, als wir in Mandras Haus von schwarzmagischen Wesen überfallen worden waren und ich den Inder in voller Aktion erlebe.

»Keine Sorge, das wird nicht geschehen.«

»Dann bin ich beruhigt. Und wie geht es weiter?«

»Ich habe euch ja vorhin schon gesagt, dass es schwer ist, gegen die Göttin Kali und deren Diener anzukämpfen. Noch schwerer ist es, Informationen über sie zu bekommen. Nach deinem Anruf habe ich sofort nachgeforscht. Ich kenne die Stadt und das Land, so dass ich weiß, wo ich suchen muss. Ich habe nicht nur mit den Informationen des Piloten arbeiten können, sondern eine Diener der Totengöttin aufgetrieben, der mehr wusste.«

»Und der hat geredet?« fragte Suko skeptisch.

Mandra lächelte schmal. »Es gibt da gewisse Hilfsmittel, mit denen man eine Person zum Reden bringen kann. Die habe ich angewendet.

Tiefenhypnose.«

Ja, die beherrschte Mandra.

»Und es gelang mir tatsächlich, den Bann zu durchbrechen. Der Diener hat geplaudert. Wir haben unwahrscheinliches Glück, denn am heutigen Abend noch findet eine Versammlung der Kali-Diener statt. Hier in Kalkutta, an einer alten Verbrennungsstätte am Ganges. Und ich möchte, dass wir dieser Versammlung einen ungebetenen Besuch abstatten, wenn ihr nichts dagegen habt.«

»Wie könnten wir?«

»Das habe ich mir gedacht. Nur denkt daran. Die Diener der Göttin sind zu allem fähig. Sie töten sofort, und es macht ihnen nichts aus, getötet zu werden.«

Das wussten wir. Als Antwort erklärte ich Mandra die Funktion unserer Waffen. Ich sprach auch von Desteros Schwert, das sich inzwischen in meinem Besitz befand.

Der Inder nickte. »Das ist eine gute Sache. Damit könntest du der Göttin Schaden zufügen.«

»Schaden? Nein, mein Lieber, ich will sie vernichten. Sie soll unter den Schwerthieben sterben, das habe ich vor.«

»Ich wäre dir dankbar.«

Bill hatte noch eine Frage. »Wie ist das eigentlich mit deinem Informanten? Wo steckt er?«

»Bei mir.«

»Und du bist sicher, dass ihn die Göttin oder deren Diener nicht finden?«

»Ich hoffe es sehr.«

»Dann los«, sagte ich und stand auf. Auch die anderen erhoben sich. Zahlreiche Blicke trafen uns. Das Lokal war mittlerweile gut besucht. Als die Menschen uns so anschauten, musste ich daran denken, dass sich unter ihnen vielleicht zahlreiche Anhänger der Todesgöttin befinden konnten. Gut fühlte ich mich wirklich nicht. Ich

habe nichts gegen fremde Länder, aber es ist immer schwer, sich dort zu bewegen. Die Menschen denken anders, haben eine andere Mentalität, Riten, Sitten und Gebräuche. Zum Glück besaßen wir in Mandra Korab einen guten Rückhalt.

Sein Wagen stand auf einem der bewachten Parkplätze, die es hier auch gab. Es war ein schwarzer Mercedes, in dem wir alle Platz hatten. Der Wächter verneigte sich, als Mandra ihm eine Rupie in die Hand drückte.

Mir fiel ein, dass ich nur englisches Geld besaß und auch noch umtauschen musste. Das verschob ich auf später.

Nahe dem Flughafen konnte man noch gut und einigermaßen normal fahren. Dann jedoch stürzten wir uns in den Trubel der Millionenstadt am Ganges.

Ich kenne London, ich kenne Paris, New York und zahlreiche andere Großstädte, aber den Verkehr dort konnte man vergessen, wenn man Kalkutta erlebte.

Es war die Hölle.

Eine Hölle aus Benzingestank, Autos, Krafträdern, Esel- und Ochsenkarren. Und alle fuhren so, als würden für sie Verkehrsregeln überhaupt nicht existieren.

Ein paarmal sahen wir Polizisten. Sie standen an großen Kreuzungen und mühten sich ab, den Verkehr zu regeln. Wenn mir einer diesen Job angeboten hätte, wäre ich nach fünf Minuten bereits reif für die Pensionierung gewesen. Ehrlich, Freunde.

Mandra Korab nicht. Er kannte die Stadt und auch die Fahrgewohnheiten seiner Landsleute. Manchmal rutschten wir haarscharf an einem Unfall vorbei. Unwillkürlich schloss ich die Augen, wenn wieder ein Ochsespann oder ein klappriger Lieferwagen vor uns auftauchte.

Wir sahen das unbeschreibliche Elend dieser Stadt und daneben die Luxusbauten der internationalen Hotels. Kalkutta war unter anderem

auch ein Wirtschafts- und Handelszentrum, so dass hier des öfteren ausländische Geschäftsleute Konferenzen abhielten.

Zum Glück war der Wagen mit einer Klimaanlage ausgerüstet, so dass nichts von der Schwüle und gleichzeitigen Hitze in das Innere des Mercedes drang.

Mandra Korabs Palast lag nicht weit von einem Nebenarm des Ganges entfernt. Mandra hatte das Haus geerbt, warum sollte er dort nicht wohnen?

Bevor wir dort ankamen, durchquerten wir eine Tempelstadt, in der von der Hektik des normalen Kalkutta nichts zu spüren war. Große Gärten, Ruhe und wenig Menschen auf den Straßen sowie Gehsteigen.

Tropische Gewächse säumten die Fahrbahn, und die gleichen Gewächse standen auch im Garten des Mandra Korab. Es war wirklich ein prächtiges Stück Land, auf dem sich die tropische Flora ausgebreitet hatte. Angestellte sorgten dafür, dass aus dem Garten kein zugewucherter Dschungel wurde.

Wir rollten auf einem Parkplatz, der neben dem schneeweißen Haus lag.

Es besaß mehrere Etagen, an der Rückseite eine große Terrasse, vor dem Haus einen Arkadengang und Türöffnungen, die an ihrer Oberseite bogenförmig zuliefen.

Wir stiegen aus. Sofort waren zwei weiß gekleidete Diener zur Stelle, die sich verbeugten und ihre Hände vor der Brust gekreuzt hielten.

Die Männer wollten sich um unser Gepäck kümmern. Wir jedoch winkten ab, und Mandra Korab schickte die Diener weg.

Exotischer Blütenduft drang in unsere Nasen. Wir hörten das Zwitschern der Vögel, betraten das Haus und gelangten in eine Halle, deren Mosaikboden farbige Motive aus der indischen Sagenwelt und Mythologie zeigte.

Mandra blieb stehen. Es war kein leerer Spruch, als er sagte: »Mein Haus gehört euch.« Dann lächelte er, hieß uns noch einmal willkommen und begleitete uns zu den Zimmern, die in der ersten Etage lagen.

Jedes Zimmer besaß ein eigenes Bad, wo wir uns frisch machen konnten. Mandra schlug ein Treffen in einer halben Stunde vor. Es sollte unten in der Halle stattfinden.

Damit waren wir einverstanden.

»Das ist ein Häuschen, was?« sagte Bill. »Da könnte man direkt neidisch werden.«

»Du brauchst dich nicht zu beklagen«, konterte Suko. »Was sollen wir sagen mit unseren Hochhauswohnungen?«

Bill grinste. »Ich meinte ja nur. Dann bis später.«

Unsere Zimmer lagen an der Rückseite des Gebäudes. Ich besaß einen prächtigen Blick in den Garten. Zwei Gärtner waren bei der Arbeit. Sie beschnitten Bäume. Durch ihre Arbeit ließen sich die Vögel nicht stören.

Sie kreischten und zwitscherten weiter.

Ein überaus friedliches Bild, doch ich wusste, wie trügerisch dieser Friede sein konnte.

Nach einer kräftigen Dusche fühlte ich mich besser. Mandra Korab hatte leichte Kleidung bereitlegen lassen, in die ich hineinschlüpfte. Sie lag angenehm kühl auf der Haut und entsprach den europäischen Bekleidungsmaßstäben.

Meine Waffen konnte ich auch verstauen. Beretta, Dolch, die Gemme, magische Kreide, das Kreuz sowieso. Nur das Schwert ließ ich oben auf dem Zimmer. Es wäre zu hinderlich gewesen.

Ich wollte die Tür öffnen, als es klopfte. Suko stand draußen. Auch er hatte sich umgezogen. Seine Haare glänzten nass. »Bill ist bereits nach unten gegangen«, erklärte er mir.

»Habe ich mir gedacht.«

Wir fanden ihn zusammen mit Mandra Korab in der Halle. Beide saßen auf Sitzkissen und hatten einen Erfrischungsdrink vor sich stehen. Auch Mandra trug nicht mehr die Sachen, die er am Flughafen angehabt hatte.

»Wollt ihr noch etwas trinken, oder sollen wir uns zuerst um den Informanten kümmern, damit ihr euch ein Bild von ihm machen könnt.«

»Um welchen?« fragte ich.

»Nicht Marlowe, John. Der wird dir kaum etwas erzählen können, weil er hegt und sein Fieber auskurieren muss. Der andere ist jetzt wichtiger. Vielleicht kann er einige Angaben machen, die uns weiterhelfen können.«

Wir folgten Mandra Korab, schritten durch eine Bogentür und gelangten in einen Gang, von dem mehrere Türen abzweigten. »Hier wohnt das Personal«, erklärte mir der Inder.

In einem leerstehenden Zimmer war der Informant untergebracht worden. Mandra hatte abgeschlossen. Den Schlüssel trug er bei sich, öffnete und stieß die Tür auf.

Zuerst hörten wir den Schrei.

Dann sahen wir den Mann.

Er lag auf dem Bett, und man konnte kaum erkennen, dass man es bei ihm mit einem Menschen zu tun hatte.

Sein Körper war ein einziges Gewimmel von grünroten, kleinen Schlangen...

Ich war direkt hinter Mandra Korab gegangen und konnte an seiner Schulter vorbeischaun. Das Bild würde ich nie in meinem Leben vergessen, so schrecklich war es.

Der Mann lebte noch, obwohl er eigentlich hätte tot sein müssen, denn die kleinen Schlangen hatten von seinem Oberkörper Besitz ergriffen, so dass nur noch der Kopf freilag. Was unter dem Hals

begann, war eine quirlende, sich bewegende Schlangenmasse, die seinen gesamten Körper verdeckte.

Dem Mann war nicht mehr zu helfen. Wahrscheinlich war er mit Gift vollgepumpt, nur lebte er noch. Er bewegte sogar seinen Mund, rollte mit den Augen, und das Weiß der Augäpfel schimmerte hinter den dunklen Pupillen.

Er öffnete den Mund, klappte ihn wieder zu, so dass es schien, als wollte er etwas sagen.

»Ich gehe hin«, sagte Mandra.

»Sei vorsichtig«, warnte ich ihn.

Mandra hatte kaum zwei Schritte hinter sich, als der Mann anfang zu sprechen.

Ich verstand ihn nicht, aber ich hörte ein paarmal das Wort Kali, und das reichte eigentlich.

Auch hier in Mandra Korabs Haus war er nicht sicher gewesen. Die Todesgöttin hatte ihn erreicht und sich schrecklich an ihrem verräterischen Diener gerächt.

Uns taten die Schlangen nichts. Sie kümmerten sich auch nicht um Mandra Korab, als dieser näher an seinen Informanten heranschritt und dabei das Gewimmel im Auge behielt.

Ich hatte mein Kreuz hervorgeholt. Bill hielt die Silberkugel-Beretta in der Hand, Suko die Dämonenpeitsche.

Wenn Mandra Korab angegriffen werden sollte, würden wir auf der Stelle eingreifen.

Auch waren wir zwei Schritte weit in das Zimmer gegangen und in Lauerhaltung stehengeblieben.

Mandra stand neben dem Bett. Der Mann schaute ihn an und zuckte nicht einmal zusammen, als der Inder ihm seine rechte Hand auf die Stirn legte.

Mandra musste wohl etwas zu kräftig gedrückt haben, denn plötzlich bewegte sich der Kopf. Und nicht nur das, er rollte ein

wenig zur Seite, so dass die Verbindung mit den wimmelnden Schlangen riss.

Kopf und Körper hatten sich voneinander gelöst!

Selbst Mandra Korab war entsetzt. Heftig zuckte er zurück. Ein kurzer Blick traf uns. Verständnislosigkeit spiegelte sich auf seinem Gesicht.

Auch uns traf der grausame Anblick hart. Nicht nur mir rieselte eine Gänsehaut über den Rücken, auch Bill atmete schwer. Wieder einmal wurden wir mit der Erbarmungslosigkeit der Totengöttin konfrontiert. Ihre Magie war ungemein stark, und sie schlug sofort zurück, wenn einer ihrer Diener aus der Reihe tanzte. Dabei starb er einen langsamen, qualvollen Tod.

Der Mann öffnete den Mund, als wollte er noch einmal Luft schnappen.

Dann drang ein gellender Schrei über seine Lippen, ein letztes Lebenszeichen, das wir von ihm hörten. Während der Schrei noch im Zimmer zitterte und auch im Gang nachhallte, drangen aus dem Mund, Augen und Nasenlöchern winzige Schlangen, die mich an große Würmer erinnerten. Sie wanden sich hervor und liefen über das erstarrte Gesicht des Mannes.

Suko hielt es nicht mehr aus. Die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen der Dämonenpeitsche schauten bereits aus der Öffnung. Suko hob die Waffe und schlug damit zu.

Er hieb auf die sich windenden, zuckenden Leiber, bekämpfte Magie mit Magie und schaffte es, die Brut zu zerstören. Die Schlangen vergingen.

Ihre bunte Farbe verschwand, sie wurden grau, unansehnlich und schließlich pechschwarz. Dann lösten sie sich auf.

Der Spuk war vorbei.

Wir schwiegen und schauten auf den Rauch, der eine Wolke über dem Bett gebildet hatte. Er lag dort wie eine Watteschicht und traf

keinerlei Anstalten, durch die offene Tür abzuziehen.

Das hatte etwas zu bedeuten. Wir sahen es schon bald, denn die gelbgrünen Rauchschwaden formierten sich in der Mitte zu einem Gesicht, das all das Grauen und Schrecken widerspiegelte, was die Totengöttin repräsentierte.

Kali schaute uns an.

Ich sah ihr Bild. Die wirren Haare, das klebrige Blut darin die grausamen Augen und den zynisch verzogenen Mund.

Sie schien zu lächeln, denn sie hatte einen Sieg davon. Getragen.

»Nimm die Peitsche«, sagte Mandra Korab. Das hatte Suko sowieso vorgehabt.

Jetzt drosch er zu. Wir vernahmen das Pfeifen der drei Riemen, als sie in die Wolke hieben und sie durcheinanderwirbelten. Das Gesicht verschwand, zurück blieb normaler Rauch, der auch abzog, nachdem Mandra Korab ein Fenster geöffnet hatte, so dass leichter Durchzug entstanden war.

»Jetzt wissen wir, was uns bevorsteht«, sagte der Inder mit dumpfer Stimme.

Eine Antwort brauchten wir ihm nicht zu geben. Er konnte sie an unseren Gesichtern ablesen.

Eine Verbrennungsstätte am Ganges, hatte Mandra Korab gesagt. Allein der Gedanke daran verursachte bei mir einen Schauer. Nicht jeder hatte aber das Geld für ein großes Begräbnis. Wo sollten die Ärmsten der Armen auch hin, wenn sie auf der Straße lagen und dort verhungerten? Es ist wirklich kaum zu fassen, aber in diesem Land verhungerten Menschen, und niemand kümmerte sich um sie. Man bekam das Elend einfach nicht unter Kontrolle, alle Versuche waren fehlgeschlagen, und so blieb es den Privatinitiativen einzelner überlassen, an dem Elend etwas zu ändern. Wie etwa Mutter Theresa, die wenigstens versuchte, die Kinder aus der Not zu holen.

Man konnte diese Initiative nicht hoch genug einschätzen.

Diese Gedanken quälten mich, als wir am Ufer den Ganges entlangfuhren. Allerdings nicht auf einer Straße, sondern mehr einer staubigen Piste. Links wälzten sich die Fluten des gewaltigen Stroms.

Auf der Oberfläche sah ich große Ölflecken, und altersschwache Kähne kämpften gegen die Strömung an.

Am Ufer hielten sich zahlreiche Menschen auf. Sie schauten auf das Wasser, in dem Frauen aus Elendshütten ihre Wäsche wuschen.

Schwärme von Fliegen umtanzten die Köpfe der Menschen, und über allem stand eine heiße, stechende Sonne am Himmel. Diese Gegend hier war eine Brutstätte des Elends und der Armut.

Wir mussten langsam fahren. Kinder hatten unseren Wagen entdeckt.

Sie liefen zu beiden Seiten des Fords her und starrten aus großen, hungrigen Augen durch die Scheiben. Es waren ausgemergelte Gestalten, in Lumpen gehüllt, die wohl nie in ihrem Leben satt zu essen hatten.

Hart presste ich die Lippen zusammen. Ein Kloß würgte in meinem Hals, und ich dachte daran, dass in unserer Wohlstandsgesellschaft soviel weggeworfen wurde.

Bill und Suko erging es nicht anders. Manchmal bewegte der Reporter die Lippen, ohne etwas zu sagen.

Mandra Korab, der den Wagen lenkte, hatte bewusst ein anderes Fahrzeug ausgesucht. Wenn er schon auffiel, dann nicht durch einen fast nagelneuen Luxuswagen.

Als die Straße etwas breiter wurde und rechts die Elendshütten aufhörten, lenkte der Inder den Ford auf einen staubigen Platz, wo ein paar karge, harte Grasbüschel wuchsen. Etwa fünfzig Yards entfernt standen zwei Kühe und suchten nach Nahrung.

Wir stiegen aus.

Sofort traf uns die Hitze. In Flussnähe war es noch feuchter, fast wie im Dschungel. Die Sonne schimmerte rötlich. Sie senkte sich dem Horizont entgegen, bald würde sie untergehen. Eine gnädige Dunkelheit deckte dann das Land wie ein großer Schleier zu.

»Wie weit ist es noch?« erkundigte ich mich bei Mandra Korab.

Er deutete nach vorn. Wenn ich genau schaute, sah ich die Mauer, die eine Barriere zum Fluss hin bildete. »Dahinter liegt der Platz, soviel ich weiß.«

»Sollen wir?«

Mandra nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Eine Erklärung folgte sofort. »Mir ist es wirklich noch zu hell. Ich möchte lieber abwarten, bis die Sonne untergegangen ist. Dann können wir es versuchen.«

»Und das geht in den Tropen schnell«, meinte Bill.

Mandra lächelte. »Sehr richtig. Ihr werdet euch wundern, wie rasch es dunkel ist.«

Ich hatte dem nichts hinzuzufügen. Mandra Korab führte hier das Kommando, nicht wir.

Die Kinder waren uns nicht weiter gefolgt. Ich wunderte mich darüber und fragte Mandra Korab.

»Nicht nur die Erwachsenen wissen Bescheid, welche Plätze und Orte sie nach Möglichkeit meiden sollten, auch den Kindern wurde es eingeimpft. Der Platz, zu dem wir uns begeben wollen, ist verflucht. Aus der einstmals heiligen Stätte ist ein Ort des Schreckens geworden. Nicht einmal die Polizei läßt sich hier blicken. Die Männer haben Angst vor dem Fluch der Totengöttin.«

Mandra hatte wirklich nicht übertrieben. Normalerweise ballten sich hier am Rande der Stadt die Elendsquartiere der Ärmsten, doch hier sahen wir unbenutztes, freies Land. Es lag ein Ring um diese Verbrennungsstätte.

Ich schwitzte, obwohl ich nichts tat. Es war einfach unerträglich

schwül Als sich Mandra Korab in Bewegung setzte, da folgte ich ihm, ehrlich gesagt, nur widerwillig.

Auch Mandra Korab hatte sich bewaffnet. Er trug nicht nur ein kurzes Krummschwert, sondern hatte auch sieben Dolche mitgenommen, die er in seinem Spezialgürtel verteilte. Ich hatte solche Messer noch nie gesehen, denn sie besaßen schmale, pechschwarze Klingen, während ihre Griffe in einem geheimnisvollen Rot leuchteten. Das Rot war nicht aufgemalt, sondern leuchtete als hin- und herwogende Wolke im durchsichtigen Griff.

Die Messer interessierten mich natürlich, und ich fragte den Inder danach.

Nebeneinander gingen wir. Mandra lächelte, bevor er mir eine Antwort gab. »Die Dolche sind in der Tat etwas Besonderes«, erwiderte er, »da hast du schon recht.«

»Und woher stammen sie?«

»Der Legende nach soll der Gott Wischnu sie in seinem Besitz gehabt haben. Ich fand sie in einem alten Grabmal, in dem zwei Göttinnen beigesetzt worden waren. Die Särge waren verfallen, das Gold interessierte mich nicht, nur die Dolche, die nahm ich an mich. Lange habe ich nach ihrer Herkunft geforscht. In einem Kloster in den Bergen bekam ich dann die Antwort. Wischnu soll sie aus den Armen sterbender Dämonen geformt haben, die der Göttin Kali und vor allen Dingen dem Götzen Schiwa dienten. Er hatte sich damit bewaffnet, um den Kampf gegen seine Feinde aufzunehmen. Als er sie getötet hatte, legte er die Dolche zur Seite und ritt auf Garuda, dem Adler, davon.«

»Garuda?« murmelte ich.

»Ja, du kennst ihn, nicht?«

»Und ob«, murmelte ich. Ich musste an Apep, die Höllenschlange, denken. Sie hatte vor einiger Zeit mit ihren Dienern das Hochhaus

besetzt, in dem Shao, Suko und ich wohnten. Wir konnten gegen Apep nichts ausrichten, aber dann war Garuda erschienen, und ihn konnte man als den Todfeind der Schlangen bezeichnen. Er ist ein riesiger Vogel mit einem goldenen Leib und dem Kopf eines Adlers. Der Leib weist menschliche Formen auf, während aus den Schultern ein gewaltiges Flügelpaar wächst.

Garuda und Wischnu.

Zwei Namen - eine Verbindung.

Ich dachte daran, dass Garuda vielleicht auch uns helfen könnte und sprach Mandra darauf an.

»Das wird schwer sein«, erwiderte der Inder. »Ich an deiner Stelle würde mir nicht allzu viele Hoffnungen machen. Garuda kann man nicht so einfach herbeiholen. Entweder kommt er und ist da, oder aber er bleibt in seinem Reich.«

»Mir hat er geholfen«, sagte ich.

»Dann freu dich«, erwiderte Mandra.

»Ist Garuda auch ein Feind der Todesgöttin?«

»Das ist er, soviel ich weiß. Aber nirgendwo steht geschrieben, dass er schon gegen sie gekämpft hat. Wenn er so ein großer Feind wäre, dann gäbe es Kali vielleicht gar nicht.«

Das war möglich. Ich stellte auch keine weiteren Fragen, sondern schwieg.

Mandra Korab blieb dort stehen, wo das Gelände etwas anstieg und wir eine lehmige Böschung hinuntergehen mussten, um den Verbrennungsplatz zu erreichen.

Er lag dicht am Ufer des breiten Stroms. Erst jetzt sah ich, dass die Verbrennungsstätten überdacht waren. Mini-Krematorien, gewissermaßen. Man hatte sie aus dunklen Steinen errichtet, sie waren rechteckig gebaut und besaßen an den Längsseiten jeweils einen offenen Eingang, nicht viel breiter als eine normale Tür. Von unserem Standort aus konnten wir hindurchschauen und sahen auf der

anderen Seite die lehmig gelben Fluten des Ganges.

Nur noch die Hälfte der Sonne war zu sehen. Sie wirkte wie eine halbe Blutorange. Rotgoldene Strahlen schickte sie über den schmutzigen Wasserteppich, die das Elend an den Ufern des Flusses veredelten.

Suko und Bill waren neben uns stehengeblieben. Mandra Korab deutete nach vorn. »Das ist die Verbrennungsstätte mit ihren drei Krematorien.«

»Und hier wird niemand mehr verbrannt?« fragte Suko.

Mandra Korab hob die Schultern. »Offiziell nicht. Allerdings ist mir nichts darüber bekannt, was geschieht, wenn sich die Diener der Göttin Kali hier treffen.«

»Sieht ziemlich verlassen aus«, murmelte Bill.

»Wahrscheinlich sind wir zu früh«, bemerkte ich.

Mandra wirkte sehr ernst. »Eigentlich nicht«, murmelte er. »Zu früh, das glaube ich kaum. Ich kann mich doch darauf verlassen, dass sich die Diener hier treffen. Normalerweise hätten sie schon hier sein müssen. Die Sonne ist fast untergegangen. Komisch, aber eine Erklärung finde ich auch nicht.«

»Könnte eine Falle sein«, sagte Suko trocken.

Damit haben wir sowieso gerechnet. Ich hatte Bill mein Schwert gegeben. Nach Sukos Vermutung zog er die Waffe aus der Scheide. Der etwas dunkle Stahl der Klinge wurde vom Licht der versinkenden Sonne getroffen und bekam einen rötlichen Glanz.

Rot wie das Blut...

»Sollen wir?« fragte Suko. Auch er hielt die Dämonenpeitsche schlagbereit. Niemand von uns wollte mit offenen Augen in die Falle laufen. Ich trug mein Kreuz sichtbar, die Beretta war griffbereit, ebenso der Dolch.

Der Hang war ziemlich schräg. In Zweierreihen rutschten wir hinunter.

Gelbbrauner Staub wurde von unseren Füßen hochgewirbelt und quoll als Wolke um unsere Köpfe.

Wir kamen etwa in Höhe des großen Verbrennungsraums an. Ober uns in der Luft sah ich große Vögel. Geierähnliche Tiere, die mit trägen Flügelschlägen vorbeizogen und auf der Suche nach Beute waren. Sie fanden kaum welche in den Abfällen, weil diese zumeist von den Menschen verwertet wurden.

Wir blieben stehen und diskutierten darüber, ob wir uns teilen sollten.

Alle waren dagegen.

Irgendwie war die Atmosphäre anders geworden. Trotz des Rauschens, das der Fluss angab, kam es mir vor, als würden wir auf einer Insel der Stille stehen. Selbst die zahlreichen Insekten tanzten hier nicht so wie ein paar hundert Yards vorher. Die Kinder waren auch zurückgeblieben, sie schauten nicht einmal. Dieser Ort schien wirklich verflucht zu sein.

Zufällig schaute ich zwei Fliegen nach, die auf den größten Bau zuflogen und kehrtmachten, noch bevor sie ihn erreicht hatten. Sie klammerten sich erst gar nicht an den rauen, aus Stein gehauenen Wänden fest.

Was lauerte dort?

Die Sonne sank.

Das ging sehr schnell, fast schlagartig wurde es dunkel. So war es in den Tropen.

Die Atmosphäre schien sich noch mehr zu verdichten. Sie wurde geheimnisvoller und gefährlicher.

Mandra Korab hielt sein Schwert schlagbereit, als er die erste Verbrennungsstätte betrat. Er ging so leise wie möglich und schien über der Erde zu schweben.

Wie ein Geist tauchte er in die düstere Verbrennungsstätte. Ich folgte ihm auf dem Fuße.

Im Innern dieser großen Verbrennungskammer war es noch dunkler als draußen. Trotzdem brauchten wir kein Licht, um die aufgestellten Gegenstände erkennen zu können.

Vier Eisengestelle stachen uns in die Augen. Sie standen zu beiden Seiten der Eingänge. Unter den Gestellen befand sich ein gemauerter Ofen, der die Asche auffangen konnte, die vom Rost herabfiel, auf dem ansonsten die Menschen lagen.

Ich schauderte, als ich daran dachte. Das alles hört sich brutal an, aber wir befanden uns in einem anderen Land, in einem fernen Erdteil, und dort sind die Sitten und Gebräuche eben anders als in Europa.

Wir führten Taschenlampen mit. Suko und ich leuchteten. Niemand lauerte auf uns. Die gelbweißen Strahlen tanzten nur über die auch von innen schwarzen Wände der Verbrennungskammer.

Das war alles sehr, sehr seltsam.

Ob sich Mandra Korab doch geirrt hatte? Er musste meine Gedanken wohl gelesen haben, denn als ich ihn anschaute, da schüttelte er den Kopf. »Nein, John, hier passiert etwas. Man hat mich nicht angelogen.«

»Aber eine Falle kann ich nicht entdecken.«

»Vielleicht sollte es auch gar keine sein«, vermutete Bill Conolly.

Das war natürlich auch möglich. Wir wollten das beste hoffen.

»Sehen wir uns die anderen an«, schlug Suko vor. Er hatte den Satz noch nicht ganz ausgesprochen, als wir alle das gleiche Geräusch von draußen hörten.

Schritte!

Sie schlurften über den Boden, und es war deutlich wahrzunehmen, dass sich mehrere Personen der großen Verbrennungskammer näherten. Bill war als erster an einem der Ausgänge. Er schaute nach draußen, und wir hörten seinen Ruf.

»Verdammt, Leute, seht euch das an!«

Suko lief zu Bill, ich stellte mich neben Mandra Korab. Und alle vier sahen wir das gleiche Bild.

Gestalten näherten sich der mittleren Verbrennungskammer.

Pechschwarze Wesen, die lange Kutten oder Umhänge trugen und deren Augen rot glühten wie brennende Kohlestücke. Bewaffnet waren sie auch. Jeder Gegner trug ein Schwert in der Hand, das aus einem langen, bleichen, oben spitz zulaufenden Knochen bestand...

»Verdammt!« flüsterte ich. »Wer ist das?«

Mandra Korab gab mir die Antwort. »Das sind die Totengeister der Kali. Ihre schrecklichsten und brutalsten Diener. Wir können uns auf etwas gefasst machen.«

»Und woher kommen sie?«

»Wahrscheinlich haben sie in den beiden anderen Kammern gelauert.«

»Das meine ich nicht. Ich wollte nur wissen, wem sie die Existenz verdanken.«

»Der Hölle, John, wenn du es so ausdrücken willst. Es sind die Geister der Verbrannten, die keine Ruhe finden. Wie Leibwächter schirmen sie die Göttin Kali ab.«

Dann hörten wir einen Schrei.

Aber nicht die Geister hatten ihn ausgestoßen, sondern ein Mensch.

Jedenfalls sah er so aus. Er stand oben am Rand der Böschung und schwang ein blitzendes Schwert. Sein Oberkörper war nackt, auf seiner Brust leuchteten drei Augen. Den Kopf zierte ein weißer Turban.

Und drei Augen hatte auch Schiwa besessen.

»Wer ist das?« fragte ich flüsternd.

»Das ist Sabra«, erklärte mir Mandra Korab leise. »Der Legende nach ein unsterblicher Dämon in Gestalt eines Menschen. Er wurde Kali von ihrem Gemahl Schiwa zur Seite gestellt, um Feinde von ihr

abzuhalten. Er ist auch der Köpfer und sorgt mit seinem Schwert dafür, dass die Kette aus Schädeln immer gefüllt bleibt!«

Sabra, der Köpfer. Mir rann ein Schauer über den Rücken. Mein Gott, in was waren wir da hineingeraten!

»Lange dürfen wir uns nicht mehr Zeit lassen«, vernahm ich Sukos Stimme. Sie klang ruhig wie immer. Ich allerdings war mir sicher, dass auch mein Partner innerlich bebte.

»Dann los«, sagte ich und sprang durch die offene Tür...

Fieberträume quälten ihn, und er warf sich unruhig auf der Liegestatt hin und her. Aus seinem offenen Mund drang ein verzweifelter Stöhnen, als würden ihm unsichtbare Gegner große Schmerzen zufügen. Sein Körper war schweißbedeckt, und der Durst quälte ihn wie ein alles verzehrendes Feuer.

Etwas Kühles wurde auf seine Stirn gelegt. Jim Marlowe schreckte hoch.

Weit riss er die Augen auf.

Das besorgte Gesicht eines Einheimischen schaute ihn an. »Geht es Ihnen schlecht, Herr?«

»Wie, was?« Marlowe schüttelte den Kopf. Er richtete sich auf. Als der Diener ihn wieder in das Kissen zurückdrücken wollte, schlug er dessen Hand zur Seite. »Nein, nicht.«

»Sie müssen liegen bleiben, Herr. Sie haben Fieber.«

Marlowe verzog das Gesicht. »Fieber? Ja, ich habe Fieber oder schlecht geträumt.«

»Soll ich Ihnen etwas bringen, Herr? Vielleicht einen kalten Tee, der hilft.«

»Bringen Sie.«

Der Diener verschwand. Jim Marlowe aber blieb sitzen. Er schaute zum Fenster.

Im Garten lag bereits die Dämmerung. Noch ein paar Minuten, dann

würde es dunkel werden. Marlowe dachte darüber nach, was bisher geschehen war, es dauerte seine Zeit, bis er alles rekapituliert hatte. Als der Diener zurückkam, hakte er sicherheitshalber noch einmal nach.

»Bin ich hier wirklich bei Mandra Korab?«

»Ja, mein Herr.« Der Diener verneigte sich und gab Marlowe die Tasse.

Mit beiden Händen hielt der Pilot sie fest. Trotzdem hätte er fast die Hälfte verschüttet, so sehr zitterten seine Hände.

Er trank in langen, durstigen Zügen und merkte, wie ihn der Tee erfrischte. Die innere Hitze wurde ein wenig gelöscht es ging ihm besser.

Aufatmend stellte er die Tasse zur Seite.

»Möchten Sie noch einen Schluck, Herr?«

»Nein, danke, es genügt.«

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Herr?«

»Auch nicht.«

Der Diener verschwand.

Allein blieb Jim Marlowe zurück. Er fühlte sich matt, als er sich wieder zurücklegte und sein Hinterkopf das helle Kissen drückte.

Automatisch kam die Erinnerung. Wieder sah er die Gewitterwand vor sich, wie sie mit der Cessna hineinstießen, sie durchfliegen wollten und dennoch Pech hatten, weil sie in einen Wirbel gerieten. Mit viel Glück waren sie ihm entkommen, hatten durch Zufall den Tempel gefunden, und dort war ihnen dann das Grauen begegnet.

Den Archäologen hatte es erwischt. Jim war entkommen, und nun lag er fiebergeschüttelt im Bett, und seine Gedanken drehten sich nur um die nahe Vergangenheit. Er konnte sie einfach nicht abschütteln, so sehr er es auch versuchte.

Und immer wieder sah er die Gestalt vor seinem geistigen Auge, die aus dem Dunkel des Tempels erschienen war.

Der Köpfer!

Er hielt ein Schwert in der Hand, und auf seiner Brust schimmerten drei Augen.

Die Augen des Schiwa!

Jim Marlowe lebte lange genug in diesem fremden Land, um zu wissen, dass er einen Fehler gemacht hatte. Er hätte den Tempel der Göttin nie betreten dürfen. Bis zu seinem Lebensende würde er keine Ruhe mehr finden.

So rechnete er, und er glaubte auch, seinen Alpträumen niemals entfliehen zu können. Sie würden immer wiederkehren, Nacht für Nacht.

Sie würden...

Seine Gedanken stockten. Ohne dass es ihm eigentlich bewusst geworden war, hatte er sich zur Seite gedreht. Er konnte dabei direkt auf das Fenster schauen und sah dort eine Gestalt.

Der Köpfer kam!

Er stand am Fenster. Das heißt, er musste an der Fassade hochgeklettert sein, denn wie Jim Marlowe wusste, befand sich dieses Zimmer im ersten Stock.

Aber er war da, und nur das zählte.

Wollte er ihn holen?

Jim Marlowe glaubte fest daran, dass die Bestie in der menschlichen Gestalt und mit den drei Augen auf der nackten Brust gekommen war, um sein Werk zu vollenden.

Wie hätte er auch glauben können, dem Bannkreis der Göttin zu entfliehen? Nein, die holte jeden.

Ohne Gnade...

Und der Köpfer kam. Auch diesmal trug er nur den Lendenschurz und den schneeweißen Turban. Geschmeidig kletterte er in das Zimmer, wobei er in einer Hand noch das gefährliche Schwert hielt, dessen Klinge allein der Göttin Kali geweiht war.

Kaum ein Geräusch entstand, als der Köpfer von der Fensterbank zu Boden sprang. Sein Gesicht, hager und von der Haut her irgendwie rissig wirkend, blieb unbewegt, als er langsam auf den im Bett liegenden Piloten zuschritt.

Als er die Hälfte der Distanz hinter sich gebracht hatte, hielt Marlowe es nicht mehr länger aus. All seine Angst entlud sich in einem wahnwitzigen Schrei, der grell durch, das Zimmer zitterte und auch nach draußen schwang.

Den Schrei hörte auch der Diener, der von Mandra Korab abgestellt worden war, auf das Leben des Piloten zu achten. Sein Herr hatte geahnt, dass nicht alles glatt verlaufen würde und Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Der Diener zog seine automatische Schnellfeuerpistole, brachte die kurze Distanz bis zum Zimmer mit wenigen Schritten hinter sich und riss die Tür auf.

Der Anblick bannte ihn für Sekunden.

Er sah den Gast im Bett sitzen. Mit angstverzerrtem Gesicht und zu Fäusten geballten Händen, und er sah auch den unheimlichen Köpfer im Zimmer stehen.

Kalis Leibwächter stand links von ihm. Der Diener musste den Arm mit der Waffe schwenken.

Er tat es.

Als er abdrücken wollte, vernahm er das Pfeifen. Er schloss noch die Augen, als könne er das Grauen nicht mit ansehen, was auf ihn zukam, dann spürte er nichts mehr.

Der Tod hatte ihn von einer Sekunde zur anderen ereilt. Zweimal polterte etwas zu Boden.

Ein Kopf und ein Körper.

Kalis Leibwächter kannte ebensowenig Pardon wie die Göttin. Seine Brutalität war nicht zu überbieten. Dann drehte er sich um und wandte sich dem angststarrten Jim Marlowe zu. Das Schwert hielt er dabei gesenkt. Von der Spitze, die zu Boden zeigte, rann ein dünner

Blutfaden.

Marlowe wollte schreien. Er hatte auch schon den Mund aufgerissen, als Sabra eine blitzschnelle Drehung vollführte und die Klinge dicht vor dem Hals des Piloten stoppte. Noch eine kurze Bewegung, und Jim Marlowe hatte es gegeben.

Das wusste auch der Pilot. Stocksteif blieb er sitzen und atmete nur durch die Nase.

»Dein Leben liegt in meiner Hand«, sprach Sabra mit einer kratzigen, dumpfen Stimme, die gut in die Kammer eines tiefen Grabs gepasst hätte. »Wenn ich dich trotzdem schone, dann hat das seinen Grund, Jim Marlowe.«

»Was willst du?«

»Die anderen. Aber ich will sie nicht, sondern die Totengöttin Kali. Sie haben ihren großen Plan vorerst vereitelt, auch in einem anderen Land Fuß zu fassen, und sie haben noch die Frechheit besessen und sind hergekommen. Durch Kalis Diener weiß ich, wo sie sich aufhalten. Ich habe ihnen die Totenwächter geschickt und werde mir den Kampf anschauen. Sollten die Männer gewinnen, dann wirst du auf den Plan treten. Hast du mich verstanden.«

»Ja.« Die Antwort war nur ein Hauch.

Sabra lächelte. »Das ist gut. Und jetzt höre mir genau zu, denn wenn du ein Wort von dem vergisst, was ich dir nun sage, ist dein Leben verwirkt...«

Da uns die grausamen Diener der Totengöttin eingekesselt hatten, teilten wir uns.

Das heißt, Suko und Bill verließen die Verbrennungsstätte auf der Flussseite, wir auf der anderen.

Jetzt konnten wir uns bewegen und stellten uns den Schergen aus dem Reich des Grauens.

Es ist nicht einfach, die Auseinandersetzung zu schildern. Es war

ein regelrechtes Gefecht, das sich blitzschnell abspielte und kompromisslos durchgeführt wurde.

Bill und Suko griffen zuerst ein. Fünf Gegner zählten sie. Ich hatte dem Reporter das Schwert gegeben, eine schwarzmagische Waffe, von der Bill hoffte, dass sie auch etwas gegen seine Gegner ausrichten würde.

Vor Suko stürzte er sich noch auf den ersten Gegner. Bill stieß einen wilden Kampfschrei aus und konzentrierte sich auf das glühende Augenpaar. Dahin wollte er schlagen. Das Schwert hielt er dabei mit beiden Händen fest. Er schwang es wie eine Keule, und bevor sein Gegner ihn mit dem Knochenschwert attackieren konnte, hatte ihm Bill schon den Schädel abgeschlagen.

Aber nichts polterte zu Boden. Nur die Augen flackerten für einen Moment, dann faltete sich der Stoff zusammen, und ein dünner Rauchfaden stieg in die Höhe.

Sofort kreiselte der Reporter herum. Er sah Suko, der gleich von drei Gegnern angegriffen und ziemlich in die Enge gedrängt wurde.

Jetzt zeigten die Rotäugigen, was in ihnen steckte. Sie beherrschten ihre Knochenschwerter meisterhaft, und sie erinnerten in der Handhabung an die japanischen Kendo-Kämpfer. Bill sah nur wirbelnde Schatten, dazu rötliche Streifen und den Chinesen Suko, der seine Karatekenntnisse voll ausspielte.

Suko war schnell. Immer wieder wich er den Schlägen durch geschickte Körperdrehungen aus, aber er kam nie so nahe an die Schwarzgekleideten heran, dass er seine Dämonenpeitsche wirkungsvoll einsetzen konnte. Die Totenwächter waren zu flink und hielten auch gut die Distanz ein.

Einmal nur gelang es dem Chinesen, seine Faust zwischen die glühenden Augen zu rammen. Sofort aber zog er den Arm zurück, denn ein gewaltiger Schmerz durchbohrte seine Hand.

Bill kam.

Suko taumelte zur Seite. »Was ist?« fragte der Reporter.

»Berühre sie nicht, Bill!«

Das hatte der Reporter schon gesehen. Und er sah, wie sich eines der Wesen auf Suko stürzen wollte.

Bill hob das Schwert.

Da reagierte Suko. Wahrscheinlich hatte der Schmerz seine Wut angestachelt, denn er kam wie ein Sturmgewitter. Und mit ihm die Dämonenpeitsche.

»Aus dem Weg, Bill!« brüllte Suko, duckte sich unter einem pfeilschnell geführten Hieb hinweg und drosch seitlich mit der gefährlichen Peitsche zu.

Zwei Gegner traf er. Die Riemen rissen regelrechte Löcher in die schwarzen Kutten. Plötzlich wirbelten die Schatten durcheinander. Sie konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten und brachen zusammen, wobei dunkler Rauch aus der zerfetzten Kleidung quoll und in Richtung Flussufer abgetrieben wurde.

Noch ein Gegner!

Den packte sich Bill. Weit holte er aus. Fast berührte die Spitze des Schwerts sogar den Boden, und dann schlug er von unten nach oben zu.

Er hörte sogar das Pfeifen, als die schwarzmagische Waffe die Luft zerschnitt. Den Götzendiener traf Bill allerdings nicht, dafür die knöcherne Waffe, die mit einem hohen, singenden Ton in der Mitte zerteilt wurde.

Eine Hälfte schleuderte über den Kopf der Gestalt. Sie hatte noch nicht den Boden berührt, als der Reporter bereits vorsprang. Diesmal bildete das Schwert die Verlängerung seines rechten Arms. Bill traf genau.

Die Klinge durchbohrte die schwarze Kutte, und eine Sekunde später löste sich die Gestalt in einer Rauchfahne auf.

Das war der letzte.

Bill nickte dem Chinesen zu. Beide schauten sich um, aber kein neuer Gegner war in Sicht.

Allerdings hörten sie von der anderen Seite her Kampfgeräusche. Für John Sinclair und Mandra Korab war die Auseinandersetzung noch nicht beendet.

Bill und Suko zögerten keine Sekunde. Der Reporter nickte. »Los!« rief er dem Chinesen zu. »Hin!«

Dann rannten sie.

Wir hatten es tatsächlich noch nicht geschafft, unsere Gegner zu besiegen. Zudem waren sie in der Überzahl.

Genau acht!

Und wir nur zwei.

Angst kannten wir nicht, durften wir nicht kennen, wir mussten hier durch, egal wie, die Diener der Totengöttin Kali durften auf keinen Fall überleben.

Die ersten beiden hatten wir relativ leicht erledigen können. Mandra mit dem Schwert und ich mit meinem Kreuz.

Sechs zogen sich sofort zurück, als sie sahen, dass ihre Artgenossen vergingen. Jetzt wurden sie doch vorsichtig, da gab es kein so ungestümes Angreifen mehr.

Sie gingen rückwärts und bewegten sich dabei den schrägen Hang hoch.

Ihnen machte es nichts aus, sie hatten einen besseren Stand als wir.

Uns würde es nicht so leicht fallen, den schrägen Hang hochzusteigen und dabei noch zu kämpfen.

Bleich schimmerten die Knochenwaffen in ihren Händen. Sie waren ebenso spitz wie normale Säbel oder Schwerter, und wir mussten uns hüten, von ihnen getroffen zu werden.

Dann stießen sich zwei ab. Ich hatte bisher nicht damit gerechnet, dass sie auch fliegen konnten, aber als sie den Kontakt mit dem Boden verloren, lagen sie plötzlich waagrecht in der Luft und

wollten uns an den Kragen.

Ihre Kutten blähten sich auf. Sie kamen mir vor wie gewaltige, dunkle Segel.

Ich duckte mich, zog meine Beretta und feuerte auf den ersten Gegner.

Ein helles, fahl wirkendes Licht stach vor der Waffenmündung. Die Kugel traf auch, aber sie beschädigte nur die Kutte. Den Körper selbst konnte sie nicht treffen, weil dieser gar nicht existierte. So war es in der Tat.

Unter der Kutte gab es nichts, und das wiederum erinnerte mich an den Spuk, der ebenfalls in dieser Gestalt auftrat. Eine Schrecksekunde konnte ich mir nicht leisten, denn ich musste sofort ausweichen, sonst hätte mich das verdammte Knochenschwert noch getroffen.

Mandra erledigte einen, der zu nahe an ihn herangekommen war und sich in der Reichweite des Schwertes befand. Ich lockte meinen Gegner weg, drehte mich um und gab Fersengeld. Dabei lief ich auf das Flussufer zu, darauf hoffend, dass mich der Unheimliche verfolgte.

Das geschah auch.

Ich sah ihn, als ich einen Blick über meine Schulter warf. Er hatte seinen Körper gestreckt, wischte wie ein Schatten über den Boden und lief in meine Falle.

Plötzlich schleuderte ich das Kreuz. Verfehlen konnte ich das Wesen nicht, dafür war es zu groß. Das geweihte Kruzifix traf. Wie auch schon bei dem ersten Gegner puffte ein grüngelbe Wolke auf, dann war er verschwunden.

So musste das auch sein.

Ich lief zurück.

Wir hatten noch vier Gegner. Und die nahm Mandra Korab sich vor. Zum ersten mal sah ich seine Dolche im Einsatz. Der Inder stand

schräg am Hang, holte einen Dolch nach dem anderen aus dem Gürtel und schleuderte ihn auf seine Gegner.

Er traf.

Den ersten erwischte er im Flug. Wo der Dolch in die Kutte hineinhieb, war kaum zu erkennen, auf jeden Fall wurde das Wesen vernichtet.

Allerdings nicht wie bei meinem Kreuz. Die Kutte fing plötzlich Feuer. Grüne Flammen schlugen daraus hervor, und wir vernahmen plötzlich Schreie. Es waren klagende Laute, leise, verwehend, wie aus einem anderen Reich stammend.

Mandra hörte nicht darauf. Er beschäftigte sich bereits mit den drei anderen. Ich erlebte den Inder in voller Aktion, und ich konnte diesem Mann die Anerkennung nicht versagen. Was er leistete, war schon phänomenal. Nie blieb er auf einem Fleck stehen, immer befand er sich in Bewegung, und er schleuderte seine magischen Dolche mit tödlicher Präzision.

Über dem Krematorium verbrannte der nächste. Ein grüner Feuerball leuchtete auf. Sogar ein Sprühregen derselben Farbe spritzte in einem großen Halbbogen auf.

Als einer der Diener Mandra mit seinem Schwert den Kopf spalten wollte, warf sich der Inder gedankenschnell zu Boden, rollte sich herum und kam wieder auf die Füße.

Bevor er richtig stand, hatte er schon seinen nächsten Dolch geschleudert.

Wieder hörten wir einen Schrei.

Ich brauchte nur zuzuschauen, denn auch den Rest erledigte Mandra Korab. Den zweitletzten traf er, als dieser sich drehen wollte. Der magische Dolch zerstörte ihn.

Blieb noch einer.

Ich sah Bill und Suko. Sie liefen jetzt heran, schienen selbst Schattenwesen zu sein, und ihre Gesichter leuchteten bleich in der

Dunkelheit. Der Reporter wollte mit seinem Schwert eingreifen, es war nicht mehr nötig. Mandra Korab erwischte auch den letzten, als dieser sich dicht über dem Boden befand.

In Hüfthöhe flog der Dolch. Präzise geschleudert, ein wirbelndes Etwas, das den Diener der Todesgöttin erbarmungslos zerstörte.

Das war's.

Fast hätte ich geklatscht, so hatte mich der Kampf des Mandra Korab fasziniert.

Bill und Suko lachten, während Mandra nur nickte und damit begann, die Dolche aufzusammeln. Er ließ sie in seinem Spezialgürtel verschwinden.

»Ich nehme sie nur selten«, erklärte er. »Aber diesmal musste es sein. Unsere Gegner waren verdammt schnell.«

»Sei froh, dass du sie hast«, sagte ich.

»Ja.« Er schaute sich um. »Ist jemand von uns verletzt?«

Das waren wir nicht. Dank der magischen Waffen und unserer Geschicklichkeit war es uns gelungen, die Diener der Totengöttin zu erledigen.

Eine Hürde hatten wir genommen!

Mehr auch nicht, denn Mandra Korab warnte sofort. »Diese Wesen sind im Prinzip nicht stark«, sprach er. »Kali hat sie nur vorgeschickt, um uns zu testen. Sie waren selbst nicht in der Lage, irgendeine Magie zu produzieren, sondern man kann sie ruhig als Befehlsempfänger bezeichnen. Wenn sie natürlich auf Unbewaffnete treffen, haben die keine Chance, aber wir waren eben besser.«

»Leider haben wir nichts gewonnen«, meinte Suko.

Es war eine Feststellung, die in der Tat stimmte. Okay, wir hatten die Diener erledigt, aber unserem Ziel waren wir eigentlich nicht nähergekommen. Man konnte die Wesen als ein Abfallprodukt betrachten, Kali lebte nach wie vor.

»An sie müssen wir ran«, murmelte Bill und schaute uns der Reihe

nach an. »Hat einer eine Idee?«

Mandra schaute sich um. Er ging nicht auf Bills Frage ein.

Sein Gesicht verdüsterte sich.

»Was hast du?« fragte ich.

Der Inder hob die Schultern. »Ich vermisse jemand.«

»Den Dreiäugigen«, sagte Suko sofort. »Genau.«

Verflucht. An ihn hatten wir nicht gedacht. Er hatte auch nicht in den Kampf eingegriffen.

»Kennst du ihn?« fragte ich Mandra.

»Nein, eigentlich nicht. Aber es gibt da eine alte Legende. Die Göttin Kali umgibt sich mit zahlreichen Wesen, unter anderem mit diesen Schattenhaften, die wir ja erledigt haben. Der Sage nach soll sie einen Leibwächter haben. Dieser Mann oder Dämon, was immer er auch sein mag, nennt sich Sabra.«

»Du meinst, dass wir Sabra gesehen haben.«

Mandra schaute mich an. »Richtig, John. Das muss er einfach gewesen sein. Weißer Turban, der nackte Oberkörper, die drei Augen auf der Brust, eine andere Möglichkeit sehe ich nicht, so leid es mir tut.«

»Wo kann er stecken?« wollte Suko wissen.

Mandra hob die Schultern. »Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Er kann wieder in die Arme seiner Herrin zurückgekehrt sein oder versuchen, uns eine Falle zu stellen.«

Wir schauten uns an. Jeder wollte die Meinung des anderen wissen.

»Eine Falle?« Bill zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht so recht, ob sich das noch lohnt. Denn er wird gesehen haben, was wir mit den Dienern angestellt haben. Ich glaube eher, dass er im Schmollwinkel sitzt.«

Mandra lächelte. »Bill, das ist eine irrige Annahme. Da kennst du die indischen Dämonen nicht. Da sitzt niemand im Schmollwinkel. Denk doch mal nach. Sie haben uns mehrere Warnungen geschickt.

Vor allen Dingen euch. Das begann in London, setzte sich während des Fluges fort und jetzt hier. Nein, mein Lieber, es wird noch harte Kämpfe genug geben, darauf kannst du dich verlassen. Beim nächsten mal werden sie vorsichtiger sein, Bill.«

»Wir aber auch«, erwiderte der Reporter im Brustton der Überzeugung.

»Sicher.« Mandra nickte.

»Was hält uns hier noch länger?« fragte Suko.

Das genau war das Stichwort. Wir gingen wieder zurück zum Wagen und verließen die makabere Verbrennungsstätte, die fast für uns zu einer Todesfalle geworden wäre.

In Kalkutta waren die Lichter angegangen. Weit vor uns sahen wir das Schimmern. Die hohen Bauten der großen Hotels überragten alles. Sie standen wie eine gewaltige Wand, die sich in die Höhe schob und von zahlreichen Lichtern zu einem regelrechten Kunstwerk gemacht wurde.

Der krasse Gegensatz waren die Viertel der Armen. Hier besaßen die Menschen kein elektrisches Licht, dafür brannten trübe Petroleumfunzeln oder einfach nur Feuer. Darum herum saßen die Menschen im flackernden Schein. Sie wirkten wie gespenstische Wesen, die sich hierher verirrt hatten.

Langsam rollten wir wieder in die gewaltige Innenstadt. Keiner von uns sprach. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, und es lag auf der Hand, dass diese nicht gerade optimistisch waren.

Das Härteste stand uns noch bevor. Mit fast hundertprozentiger Sicherheit würden wir in den Dschungel müssen. Zum Glück gab es da einen Piloten namens Jim. Marlowe. Er konnte uns den Weg zeigen, den er schon einmal geflogen war.

Als wir das Haus des Mandra Korab erreichten, empfing uns schwerer Blütenduft. Er vertrieb die Gerüche des Armenviertels, die noch immer in unseren Nasen saßen.

Im Haus war alles ruhig. Hinter einigen Fenstern brannte Licht. Einmal sahen wir den Schatten eines Dieners durch das helle Rechteck huschen.

Eine Gefahr schien hier wirklich nicht zu lauern. So jedenfalls dachten wir.

Mandra Korab stoppte den Ford neben dem Gebäude. Als wir ausstiegen, verließ ein Mann das Haus.

Bill Conolly stieß einen überraschten Ruf aus. »Verdammt, das ist doch Jim Marlowe.«

Der Reporter hatte sich nicht getäuscht. Der Mann, der soeben über die Schwelle trat, war tatsächlich der Pilot. Er winkte uns sogar zu.

Mandra erreichte ihn als erster. »Gibt es irgend etwas Neues?« fragte er.

»Eigentlich nicht.«

»Was heißt eigentlich.«

»Kommen Sie, ich will es Ihnen zeigen.« Marlowe drehte sich um, doch Mandra hielt ihn an der Schulter fest.

»Moment noch.«

Gegen den Griff des Inders hatte Jim Marlowe keine Chance. Er stemmte sich auch nicht dagegen, sondern schaute Mandra Korab an.

Wir waren interessiert nähergetreten und sahen zu, wie sich Mandras Augenbrauen zusammenschoben. Das Licht einer außen am Haus hängenden Lampe fiel auf beide Männer, so dass wir ihre Gesichter gut erkennen konnten.

»Sprechen Sie! Was ist geschehen?« fragte der Inder.

»Sie waren hier.«

»Wer?«

»Die andere Seite.«

Mandra Korab räusperte sich. »Marlowe, reden Sie hier keinen Unsinn. Ich will eine genaue Auskunft, verstanden? Welche andere Seite war hier? Wie viele?«

»Nur einer.«

»Wie sah er aus?«

Jim Marlowe beschrieb uns den Mann, den wir auch am Fluß gesehen hatten.

Der Inder schaute uns an. »Da kann er recht haben. Das muss ihr Leibwächter gewesen sein.«

»Er hat sich als Sabra, der Köpfer vorgestellt«, erklärte der Pilot.

»Und? Hat er etwas getan?«

Jim Marlowe nickte. Jeder von uns sah sein blasses Gesicht und auch den Schweiß, der auf seiner Haut lag.

»Reden Sie!«

»Er... er hat einen Ihrer Diener getötet. Mit einem Schwert hat er ihm den Kopf abgeschlagen.«

Jetzt war es heraus. Für einen Moment standen wir vor Entsetzen starr.

Die Grausamkeit dieses Wesens schockierte uns zutiefst. Es hatte einen völlig harmlosen Menschen umgebracht, obwohl kein Grund vorlag.

Lag wirklich kein Grund vor?

Ich war mir da nicht so sicher. In neunundneunzig von hundert Fällen haben Dämonen und Verbrecher etwas gemeinsam. Sie taten nichts ohne Motiv, wenn die Motive auch bei beiden unterschiedlich waren, so existierten sie trotzdem.

Auch hier glaubte ich nicht an einen völlig sinnlosen Mord, obwohl jeder Mord im Prinzip sinnlos ist, aber unser Beruf verlangte es, dass wir gezwungen waren, so zu denken.

Mandra Korab dachte da wohl anders. »Wo liegt der Tote?« herrschte er Jim Marlowe an.

»In meinem Zimmer.«

Mandra ließ den Engländer los. Er nickte uns zu. »Kommt, worauf warten wir noch?«

Ich wollte noch etwas einwenden, doch Mandra war bereits vorgelaufen.

Und vielleicht stellte sich mein Verdacht auch als völlig unbegründete Spekulation heraus.

Wir würden sehen.

Bill folgte mir, den Schluss bildete Suko. Das muss ich erwähnen, weil es sehr wichtig. Ist.

Mit Riesenschritten durcheilten wir das Haus des Inders. Jim Marlowes Zimmer lag auf der anderen Seite. Wir hatten einen längeren Weg vor uns. Kurz vor der Zimmertür hatte ich den Inder eingeholt. Mandras Hand lag bereits auf der Klinke. Hastig zog er die Tür auf, tat einen Schritt nach vorn, schaute in den Raum, ich folgte ihm, nahm noch das Bett wahr, die Einrichtung, und im nächsten Augenblick packte uns ein gewaltiger Sog, der uns mitriss wie ein Tiefseestrudel. Ich warf noch meine Arme hoch, hörte mich selbst schreien, sah rotes, kaltes Feuer um mich herum und wurde in eine Tiefe gezogen, die unergründlich und bodenlos war. Weit hatte ich die Augen aufgerissen. Mandra und Bill sah ich ebenfalls und riesig groß über mir ein gewaltiges Gesicht mit blutverschmierten Haaren.

Das Gesicht der Totengöttin Kali! Dann wusste ich nichts mehr...

Suko war als letzter gegangen. Auch in seinem Innern hatte sich ein undefinierbares Gefühl ausgebreitet. Er traute dem Braten nicht so recht und wurde in seinem Misstrauen bestätigt, als er Jim Marlowe noch einmal nachschaute. Der Pilot grinste irgendwie verzerrt.

Durch eine kleine Verzögerung hatten Bill, Mandra und John einen Vorsprung bekommen.

Mandra drückte die Tür auf und ging in das Zimmer. John Sinclair und Bill folgten.

Und dann schnappte die Falle zu.

Suko hatte seinen Fuß bereits auf die Schwelle gesetzt, er spürte die Ausläufer des unheimlichen, magischen Sogs, die auch ihn mitreißen wollten, und es gelang ihm, sich mit einer gewaltigen Kraftanstrengung nach hinten zu werfen. Dabei prallte er gegen die Wand, fiel noch zu Boden und rollte sich herum.

Die Tür knallte zu.

Wie ein Donnerschlag erreichte das Echo die Ohren des Chinesen, als Suko sich aufrichtete.

Die drei Freunde waren verschwunden. Sie hatten die magische Falle zu spät erkannt. Aber da gab es jemand, der davon gewusst und die Männer hineingelockt hatte.

Jim Marlowe.

Suko drehte sich um. Er schaute den Gang hinab und sah Jim Marlowe verschwinden. Der Pilot rannte so schnell er konnte.

Suko nahm die Verfolgung auf. Wenn einer noch helfen und ihn mit Informationen versorgen konnte, dann war es Marlowe.

Als Suko den Ausgang erreichte, sah er von Jim Marlowe keine Haarspitze mehr.

Der Chinese machte nicht den Fehler und blieb in der offenen Tür stehen. Geschmeidig drehte er sich zur Seite, damit er auch nicht vom Schein der Außenleuchten getroffen wurde.

Er wollte Marlowe.

Dunkel lag der Garten vor ihm. Es brannten zwar einige Laternen, aber die standen so weit entfernt, dass ihre Lichtquellen kaum als solche zu erkennen waren. Nur ein heller Schein lag hin und wieder zwischen den Blüten oder schwebte geisterhaft über der sattgrünen Rasenfläche. Im Haus befand sich noch Personal. Die Leute wollte Suko nicht in den Fall mit einschalten. Er wusste wirklich nicht, auf welcher Seite sie standen.

Der Chinese bewegte sich geduckt nach vorn. Es war nicht still. Die Tiere der Nacht, die es auch in diesem Garten gab, waren zum

Leben erwacht. Seltsame Geräusche umgaben den Chinesen. Das war ein Krächzen und Kreischen, ein Rollen und Gluckern, nur gedämpft, als würde die Dunkelheit wie ein gewaltiger Trichter wirken, der alles schluckte oder filterte.

Suko war ein Mensch, der mit der Natur eins werden konnte. Anpassung nannte er das. Er konzentrierte sich sehr, und es gelang ihm, die Geräusche der Nacht praktisch zu eliminieren. So konnte er sich voll auf seinen Gegner konzentrieren, von dem er leider nicht wusste, wo er sich versteckt hielt.

Dass Jim Marlowe ein schlechtes Gewissen hatte, lag auf der Hand.

Sonst wäre er nicht geflohen. Nach Sukos Meinung musste der Pilot während Mandras Abwesenheit Besuch erhalten haben. Und dieser Besuch hatte es geschafft, ihn auf seine Seite zu ziehen.

Für Dämonen war so etwas einfach. Sicherlich hatte dieser Sabra eine blutige Demonstration seiner Stärke gegeben. Suko glaubte daran, dass sich Marlowe die Geschichte vom Köpfer nicht ausgedacht hatte. Sabra musste tatsächlich dagewesen sein.

Mit gleitenden Schritten schlich der Chineser über die weiche Rasenfläche. Sein Ziel war ein mittelgroßes Rondell, das mit zahlreichen Blumen und typischen Pflanzen bestückt war. Ein kleiner, wunderhübscher Garten inmitten des großen.

Der weiche Rasen konnte ein Vor- als auch ein Nachteil sein. Er dämpfte die Schritte zu sehr. Suko würde seinen speziellen Freund kaum hören können.

Der Chineser hatte hinter den Pflanzen des Rondells Deckung genommen. Er hätte sich gern die Augen einer Katze gewünscht, denn normal war die Dunkelheit mit Bücken nicht zu durchdringen.

Ein Geräusch hinter ihm.

Suko fiel aus seiner geduckten Haltung zu Boden, rollte sich um die eigene Achse, hielt plötzlich die Beretta schussbereit und legte an.

Nur ein Tier war vorbeigehuscht. So schnell, dass der Chinese es nicht einmal identifizieren konnte.

Suko nahm wieder seine alte Position ein und dachte nach. Es nutzte nichts, wenn er hier hocken blieb und darauf wartete, dass sich Jim Marlowe irgendwann zeigen würde. Vielleicht sollte er es mit einer anderen Methode versuchen.

»He, Jim Marlowe!« rief Suko. »Hören Sie mich?«

Bestimmt hatte der Pilot ihn vernommen. Nur gab er keine Antwort. Statt dessen schwang am Haus ein Fenster auf, und der Kopf eines Dieners erschien. Er trug sogar eine Waffe in der Hand, die er im Takt seiner Kopfbewegung schwenkte.

Suko hatte keine Lust, sich eine Kugel auf den Pelz brennen zu lassen, deshalb rief er dem Mann entgegen: »Machen Sie keinen Ärger, und bleiben Sie im Haus!«

Sofort bewegte sich der Gewehrlauf in Sukos Richtung. Der Mann erwiderte etwas auf indisch, was Suko nicht verstand, dann schlug er das Fenster zu.

Hoffentlich hat er's begriffen, dachte Suko. Abermals unternahm er einen Versuch.

»He, Marlowe, machen Sie doch keinen Unsinn. Sie kommen hier nicht ungeschoren weg. Ich will von Ihnen nur eine Auskunft. Alles andere interessiert mich nicht. Wir vergessen das, was vorher gewesen war. Wenn Sie noch etwas retten wollen, dann arbeiten Sie mit uns zusammen. Das ist wirklich besser!«

Der Pilot dachte nicht daran, Suko eine Antwort zu geben. Dafür erschien der Diener, der vorhin aus dem Fenster geschaut hatte. Er verließ das Haus und hielt die Waffe schussbereit. Der Gewehrlauf glänzte matt und zeigte sogar in Sukos Richtung. Der Mann schien sich gemerkt zu haben, von woher er angesprochen worden war.

Der Knabe war nervös, schrie etwas und schoss sogar.

Suko wechselte rasch die Stellung, denn die Kugel war unangenehm

nah bei ihm eingeschlagen. Schlangengleich kroch der Chinese über den Rasen, während der Diener mit schussbereiter Waffe vorschritt. Er ging leicht geduckt, horchte nach allen Seiten und hielt dabei den Finger am Abzug.

Der frischgebackene Inspektor bei Scotland Yard war sauer. Die Zeit drängte. Seine Freunde waren spurlos verschwunden, Marlowe, der ihm helfen konnte, meldete sich nicht. Zum guten Schluss versuchte man noch, ihn abzuknallen.

Wirklich keine feine Art. Suko wollte den Diener so rasch wie möglich entwaffnen. Er kauerte im Gras, war nur ein Schatten und ließ den anderen kommen.

Er würde schräg an ihm vorbeigehen, wenn er so weiterschritt. Zwei Yards ließ Suko ihm noch, dann startete er.

Der Chinese war ein Mann, der die asiatischen Kampftechniken beherrschte. Er hatte es gelernt, schnell und ungeheurer gewandt zu sein. Im Zickzack jagte er auf den Diener zu, der ihn zum Glück ein wenig spät bemerkte, herumfuhr und schießen wollte.

Da lag Suko bereits in der Luft. Ein Bein vorgestreckt und auch den rechten Arm.

Wie der selige Bruce Lee in seinen besten Zeiten griff Suko den Knaben mit der Waffe an. Sukos Fuß traf den Hals des Mannes an der Seite und schleuderte den Diener zu Boden. Der verlor das Gewehr, überschlug sich und blieb liegen.

Bewusstlos...

Suko nickte und hob die Waffe auf. Zerstören wollte er sie nicht, deshalb schleuderte er sie in ein Gebüsch, wo sie sicherlich irgendwann gefunden wurde.

Jetzt konnte er sich um Jim Marlowe kümmern. Und er sah ihn.

Jim war nur ein Schatten, der zufällig durch den Lichtkreis einer Lampe glitt.

Trotzdem reichte dem Chinesen die kurze Zeitspanne. Er hatte

gesehen, in welche Richtung der Pilot verschwunden war und nahm augenblicklich die Verfolgung auf.

Suko musste das Rondell umrunden, lief einige Schritte, sah einen dicht belaubten Baum und bückte sich, um unter dessen Ästen herzulaufen.

Ein paar Blätter streiften dabei sein Gesicht. Auf ihrer Unterseite lag eine sirupartige Flüssigkeit, so dass zwei Blätter in Sukos Gesicht kleben blieben.

Und dann hörte der Chinese den Schrei.

Es war ein verzweifelter Ruf, in wildem Schrecken und Todesangst ausgestoßen. Suko wusste sofort, dass der Dank der Dämonen an ihren Helfer nur dessen Tod bedeuten konnte.

Und das wollte er verhindern!

Sie hatten im Geäst eines Baumes gelauert. Zwei blutrote Bestien, nackt, unförmig und mit fratzenhaften Gesichtern. Aus ihren Augen sprühte ein helles Feuer, ihre Arme bestanden aus ebenfalls roten Schlangen, die beide Mäuler weit aufgerissen hatten und zischten.

Gespaltene Zungen züngelten dem angststarrenden Jim Marlowe entgegen, dem klar geworden war, dass sein letztes Stündlein geschlagen hatte.

Irgendwie schaffte er es dennoch, seinen Lauf zu bremsen, bevor die Schlangen ihn berührten. Er warf sich auf der Stelle herum und begann gellend zu schreien. Bei der Flucht nach vorn war er einen künstlich angelegten Hang hinaufgestolpert. Als er sich umdrehte, fiel es ihm schwer, das Gleichgewicht zu halten. Er knickte mit dem rechten Bein ein und fiel hin. Sich überschlagend rollte er den Hang wieder hinunter.

Und er wusste auch, dass ihn die beiden schrecklichen Dämonen nicht mehr auf die Beine kommen lassen würden. Er hätte auf den Rufer hören sollen. Jetzt war es zu spät, sich darüber noch Gedanken

zu machen. Die Dämonen würden schneller sein.

Mit einem gewaltigen Sprung jagten beide Schreckensgestalten auf ihn zu. Die Arme hielten sie ausgestreckt, die Rachen der beiden Schlangen waren weit aufgerissen. Kleine, weiße, aber auch spitze Zähne schimmerten in den Mäulern, sie waren bereit, ihr dämonisches Gift zu verspritzen.

Auf einmal war alles anders.

Jim Marlowe konnte selbst nicht begreifen, weshalb sich die beiden Dämonen mitten im Sprung herumwarfen und somit die Richtung änderten. Irgendeinen Grund mussten sie ja gehabt haben, und den bekam der Pilot gleich darauf zu sehen.

Der Chinese stürmte heran. Der Mann, der ihn auch laut gerufen hatte, wollte ihn retten. Und er hielt etwas in der Hand, das den Piloten an eine Peitsche erinnerte, jedenfalls wirbelten drei Riemen durch die Luft.

Sie trafen.

Wie Bänder wickelten sie sich in Sekundenschnelle um den Körper des grässlichen Wesen. Der Chinese zog einmal fest daran, und die Peitsche löste sich, weil sie den Körper glatt durchtrennt hatte und dieser in drei Teilen zu Boden fiel.

Ungläubig schaute Jim Marlowe auf das so gespaltene Monster, dessen Teile ein rotes Sekret bildeten, das über den Rasen flog und verdampfte.

Marlowe war von dem Vorgang so fasziniert, dass er nicht mitbekam, wie der Chinese das zweite Wesen angriff.

Damit hatte er nicht so ein leichtes Spiel. Es war schnell wie ein Irrwisch, und es gelang ihm immer wieder, den Peitschenhieben auszuweichen.

Dann drückte es sich in die Höhe, kreischte auf und befand sich plötzlich über dem Chinesen. Der war nicht minder kampferprobt, duckte sich zusammen, drehte dabei den Arm und ließ die drei

Riemen über seinem Kopf kreisen. So wollte er den Dämon erwischen.

Dabei hatte Suko Pech. Die Riemen der Dämonenpeitsche verfangen sich in den Zweigen des Baumes, auf dem die beidem Dämonen gelauert hatten. Suko blieb einfach nicht mehr die Zeit, die Waffe loszureißen, der andere griff ihn sofort an, denn er hatte die Schwäche seines Gegners bemerkt.

Jim Marlowe, der wirklich schon viel erlebt hatte und den nichts so leicht erschüttern konnte, stöhnte auf. Einen Gegner hatte der Chinese erledigen können, doch am zweiten musste er scheitern, denn jetzt war er waffenlos, während sich das gefährliche Wesen mit den Schlangenarmen auf ihn stürzte.

Und dann erlebte Jim Marlowe einen Mann in Aktion, wie er es nur im Kino gesehen hatte. Einen traumhaft schnellen und dabei eiskalten Karatekämpfer, der seinen Körper zusammenzog, ein so kleines Ziel wie eben möglich bildete und, wie von einem Katapult abgefeuert, in die Höhe schoss.

Die Bewegung seines rechten Arms war mit den Augen kaum zu verfolgen, aber der Treffer, den der Dämon abbekam, war nicht von schlechten Eltern. Mit diesem Hieb hätte Suko sicherlich ein paar übereinandergelegte Dachpfannen zertrümmert, den Dämon konnte er damit nicht zerstören, ihn sich aber so vom Leib halten, dass er gar nicht auf die Idee kam, sofort wieder anzugreifen.

Er wurde hochgehoben und einige Yards zur Seite geschleudert, wobei er über den Rasen rollte.

Suko biss die Zähne zusammen. Wieder schmerzte seine Hand, als hätte sie auf einer glühenden Ofenplatte gelegen. Die Körper dieser Wesen waren in der Tat heiß. Wenn man sie berührte, dann verbrannte das Fleisch.

Eine Pause durfte sich der Chinese nicht gönnen, denn sein Gegner kam wieder auf die Beine.

Diesmal jedoch griff er nicht Suko an, sondern Jim. Marlowe. Er wollte seinen Auftrag unbedingt beenden.

»Laufen Sie weg!« brüllte Suko.

Marlowe hörte ihn nicht oder wollte ihn nicht hören. Wie festgeleirnt hockte er auf dem Rasen und sah zu, wie das gefährliche Wesen immer näher kam.

Innerhalb einer Sekunde musste Suko sich entscheiden. Er hätte natürlich seinen Stab nehmen und damit die Zeit anhalten können.

Danach dauerte es allerdings wieder eine Weile, bis sich der Stab regeneriert hatte. Und da Suko nicht wusste, was ihm noch alles bevorstand, entschied er sich für die zweite Möglichkeit.

Er riss die Dämonenpeitsche aus den sperrigen Zweigen, schleuderte den Arm über seine Schulter nach hinten, zielte und warf die Peitsche dem fliehenden Wesen genau in den Weg.

Suko traf.

Die drei Riemen klatschten seitlich gegen den Dämon. Mitten im Lauf stoppte er, schrie wie ein Tier und warf die beiden Schlangenarme hoch.

Dann krachte er zu Boden.

Er starb wie sein Artgenosse, nachdem der Körper das Sekret abgesondert hatte.

Tief atmete Suko ein. Den Kampf hatte er überstanden. Knapp genug war es gewesen.

Jim Marlowe schaute ihn aus großen Augen an, als Suko seine Peitsche aufnahm und sie einsteckte. Er hatte sie zuvor so gehalten, dass die Riemen wieder in die Öffnung am Ende gerutscht waren.

Neben Marlowe blieb der Chinese stehen. »Das hätten Sie leichter haben können«, sagte er.

Jim nickte. Er war Blass geworden und zitterte. Suko streckte seinen Arm aus und half dem Piloten auf die Beine, der schwankend stehenblieb und gestützt werden musste.

»Es war grauenhaft«, sagte er und schluchzte auf. »Ich... ich konnte nicht anders, wirklich...«

»Niemand macht Ihnen einen Vorwurf«, erwiderte Suko. »Das Kind ist nun mal in den Brunnen gefallen. Ob wir es noch retten können, liegt an Ihnen.«

»Was kann ich denn dabei tun?«

»Das werden wir gleich feststellen.« Suko deutete zum Haus.
»Aber nicht hier.«

»Okay.«

Gehorsam trottete Jim Marlowe neben dem Chinesen her. Sie passierten auch den Platz, wo Suko den Diener Überwältigt hatte. Der Mann rührte sich nicht. Seine Bewusstlosigkeit hielt an.

»Sie haben ja einen Schlag«, sagte der Pilot. So etwas wie Ehrfurcht schwang in seiner Stimme mit.

Suko winkte ab. »Es geht.«

Sie betraten das Haus. Der Pilot wollte in der großen Halle stehenbleiben. Suko schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Marlowe, kommen Sie.«

»Und wohin?«

»Wir sehen uns Ihr Zimmer an.«

Da wurde der Pilot blass. »Ich... ich... will da nicht mehr rein«, stotterte er.

»Warum nicht?«

»Der Tote dort. Man hat ihm den Kopf abgeschlagen.«

»Vielleicht finden wir ihn überhaupt nicht mehr«, sagte der Chineser.

»Wie meinen Sie das?«

»Warten wir es ab.«

Sie waren inzwischen weitergegangen und standen vor der Tür. Jim hielt den Kopf gesenkt, er kaute auf seiner Unterlippe. Mit einer fahrig wirkenden Bewegung wischte er durch sein Haar. Suko zog

die Beretta, ebenfalls die Dämonenpeitsche. Er war darauf gefasst, eine höllische Überraschung zu erleben, riss mit einem Ruck die Tür auf und ließ beide Waffen sinken.

Das Zimmer war leer.

Leer bis auf das Mobiliar und einen Toten, der tatsächlich ein schreckliches Bild bot. Sabra hatte keine Gnade gekannt und eiskalt zugeschlagen.

»Sie bleiben zurück«, sagte der Chineser und sah das frohe Nicken des Piloten.

Die Gedanken liefen hinter Sukos Stirn Sturm. Er konnte die Wandlung nicht begreifen, die so schnell und urplötzlich gekommen war. Vorhin noch die wahre Hölle, jetzt sah alles normal aus. Das konnte es einfach nicht geben, es sei denn, dass dies durch Schwarze Magie ins Leben gerufen worden war.

Natürlich, das war die Lösung. Mitten im Raum blieb er stehen. Er vergegenwärtigte sich noch einmal die Situation, die er zusammen mit den anderen vorgefunden hatte, als sie den Raum betreten wollten. Da war auf einmal der gefährliche Sog gewesen, der drei von ihnen gepackt und mitgerissen hatte. Wohin mitgerissen?

Suko wusste ebenso wie die anderen Mitglieder des Sinclair-Teams von sogenannten Dimensionsfallen oder transzendentalen Toren. Das waren gewisse Löcher in den Dimensionen, gewaltige Risse, so dass sich einiges verschob.

Plötzlich konnte man von der normalen, dritten Dimension in eine andere, nicht sichtbare hineintauchen. Auf diese Art und Weise gelang es einem Menschen, auch, Zeitreisen zu unternehmen.

Und so eine Zeitreise mussten John, Bill und Mandra Korab auch hinter sich haben.

Zu welchem Ziel?

Das musste Suko unbedingt herausbekommen, und Jim Marlowe sollte ihm dabei helfen.

Der Chinese ging zurück und schloss die Tür.

Jim Marlowe schaute ihn aus großen Augen an. »Nun? Haben Sie etwas erreicht?«

»Nein, wie sollte ich?«

»Aber der Tote war noch da?«

»Natürlich.«

Jim schüttelte den Kopf. »Was machen wir nun, verdammt?« schluchzte er. »Ich weiß nicht mehr weiter.«

»Zunächst einmal müssen Sie die Nerven behalten, Marlowe«, erwiderte Suko. »Ich brauche nämlich Ihre Hilfe.«

Marlowe hob den Kopf, riss beide Augen weit auf und begann bitter zu lachen. »Meine Hilfe? Habe ich richtig gehört, Mister? Wie soll ich Ihnen denn helfen? Schauen Sie mich an. Ich bin ein Versager, ein Nichts, mehr nicht.«

»Unterschätzen Sie sich mal nicht«, sagte Suko. »Sie sind genau der richtige Partner.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich erkläre es Ihnen. Allerdings nicht hier. Kommen Sie, wir setzen uns irgendwo hin.« Sie nahmen in der großen Halle Platz, die von Säulen gestützt wurde und wo dicke Teppiche den Schall der Stimmen dämpften.

Suko erkundigte sich genau danach, was Jim Marlowe erlebt hatte.

Sabra war gekommen, hatte dem Piloten den Vorschlag gemacht, und Marlowe war darauf eingegangen.

Dabei hatte er nicht einmal viel tun müssen. Nur einfach das Zimmer verlassen und fertig.

»Hat Ihnen Sabra nicht gesagt, was er vorhatte?«

»Nein.«

»Und Sie haben auch keine Ahnung, wohin meine drei Freunde verschwunden sein könnten?«

Marlowe schüttelte den Kopf.

»Aber ich«, sagte Suko.

»Sie? Wieso denn? Sie sind ja gar nicht...«

»Moment, Mr. Marlowe, lassen Sie mich ausreden. Wenn man den gesamten Fall Teil für Teil nachhält und alles genau in Betracht zieht, kann man nur zu einem Ergebnis kommen. Meine drei Freunde befinden sich dort, woher Sie geflohen sind.«

Der Pilot verstand. »Im Tempel der Göttin?« fragte er trotzdem.

»Genau.«

»Das gibt's nicht.« Jim schlug sich gegen die Stirn. »Das ist für mich unmöglich, wirklich. Ich drehe hier noch durch. Die können doch nicht einfach in dieses Zimmer hier gehen und dann ganz woanders wieder erscheinen.«

Suko nickte. »Doch, Mr. Marlowe, das können sie. Sie leben lange genug in diesem Land, um es eigentlich begreifen zu müssen. Denken Sie an die Gaukler und Gurus, an die Zauberer und Märchenerzähler sowie die Schlangenbeschwörer. Geht das vielleicht mit rechten Dingen zu?«

»Das sind Tricks.«

»Sehr richtig. Und jetzt erinnern Sie sich bitte an Ihr Abenteuer im Tempel. War das auch ein Trick?«

Jim Marlowe schüttelte den Kopf.

»Da haben wir's. Trotz des Fortschritts der Zivilisation ist Indien das Land der großen Rätsel geblieben. Aber wir werden uns dieses Fortschritts bedienen, um unsere Aufgabe zu erfüllen. Sie sind Pilot, Mr. Marlowe, und in Ihren Händen liegt es zu einem großen Teil, ob ich meine Freunde je wiedersehe. Sie wollten etwas gut machen. Jetzt können Sie es, ich nehme Ihr Angebot gerne an!«

Suko hatte sehr ernst und intensiv gesprochen. Marlowe senkte den Kopf. Er schaute auf seine Schuhspitzen und hob dann die Schultern.

»Bleibt mir eine andere Wahl?«

»Ich kann Sie nicht zwingen.«

»Und woher nehmen wir eine Maschine?«

»Soviel ich weiß, besitzt Mandra Korab ein Flugzeug. Damit können wir starten. Die Startbahn gehört zu seinem Land. Kein Problem.«

»Aber ich finde die Stelle nicht wieder. Zudem ist es dunkel. Fliegen Sie mal im Dunkeln über den Dschungel. Landen kann ich dort auch nicht.«

»Das sollen Sie auch nicht. Ich nehme mir einen Fallschirm mit!« Suko schlug dem Piloten auf die Schulter. »Kommen Sie, mein Lieber, keine Müdigkeit vortäuschen. Wir haben viel zu tun.«

»Dann packen wir es an«, erwiderte Jim Marlowe in Abwandlung eines Werbespruchs und stand auf.

Noch nie hatte er sich vor einem Flug gefürchtet. So etwas kannte er überhaupt nicht. Aber jetzt zitterten ihm doch die Beine. Im Gegensatz zu dem Chinesen glaubte Jim Marlowe nicht daran, dass die Exkursion erfolgreich verlaufen würde. Ihrer beider Grab im Dschungel war sicherlich schon vorbestimmt.

Jede Dimensionsreise war irgendwie anders. Das Prinzip war das gleiche, doch auf den verschiedenen Reisen nahm man immer neue und andere Eindrücke auf.

In diesem speziellen Fall merkte ich überhaupt nichts. Ich sah keine Gestalten, keine Dämonen, keine Sterne, keine Sonnen. Nur die abgründtiefe Schwärze, die irgendwie existent war, denn sie zerrte und riss an meinem Körper.

Unsichtbare Hände schienen aus dem Dunkel zu greifen, glitten über Arme, Beine, Schultern, Bauch und Hüften, als sie vortasteten, ob ich auch tatsächlich vorhanden war.

Von meinen Freunden sah ich nichts, dass ich an sie denken konnte, bewies, dass es nicht gelungen war, mein Bewusstsein auszulöschen. Es funktionierte.

Eine Geschwindigkeit ließ sich trotz allem nicht abschätzen. Ich wusste nicht, ob es ein Gleiten oder ein Rasen war, auf jeden Fall merkte ich, wie die Reise plötzlich unterbrochen wurde.

Am Ziel?

Es gab einen gewaltigen Ruck, als hätte ein fahrender Zug angehalten, dessen negative Beschleunigung mich nach vorn und damit gegen ein Hindernis warf.

Schluss - Ende...

Ich öffnete die Augen.

Kein Schmerz, kein Schädelbrummen, dafür sah ich blasses Licht, das rötlich und golden zur gleichen Zeit schimmerte.

Wo kam es her?

Die Beantwortung der Frage verschob ich auf später, denn neben mir hörte ich einen brummigen Fluch. An der Stimme erkannte ich meinen alten Freund und Spezi Bill Conolly.

»Hallo Gevatter«, sagte ich. »Auch wieder wach?«

»Und wie.« Bill bewegte sich. »Aber dass ich dich hier treffen muss, passt mir gar nicht. Andererseits kann ich nicht im Himmel sein, denn da würde ich dich nicht sehen.«

Ich musste grinsen. Das war typisch Bill Conolly. So leicht war er nicht unterzukriegen. Und im Himmel waren wir sicherlich nicht, da sah es bestimmt anders aus.

Als hätte Mandra Korab meine Gedanken erraten, sagte er:

»Wahrscheinlich befinden wir uns im Zentrum des Kali-Tempels. Und das kann böse ausgehen.«

»Wir sind aber nicht gefesselt«, sagte Bill.

»Und haben noch unsere Waffen«, hörte ich mich sagen. Ich hatte schon bei mir nachgesucht. Das Kreuz war ebenso vorhanden wie die Beretta.

Auch die Gemme und den magischen Dolch entdeckte ich. Bill besaß das Schwert, Mandra Korab die magischen Dolche, die uns

bereits einmal so gut geholfen hatten.

Wenn man es so sah, konnten wir eigentlich recht optimistisch in die Zukunft sehen, obwohl wir uns im Hauptquartier der Gegenseite befanden.

»Dann wollen wir mal«, sagte Bill und stemmte sich auf die Füße. »Ich will doch endlich mal der lieben Göttin Kali Guten Tag sagen. Sie soll ja ein besonders tolles Exemplar sein.«

Bill ging ein paar Schritte, dann zuckte er zurück. Dabei drehte er sich um, und wir erkannten, dass sich sein Gesicht verzogen hatte.

»Was ist los?« fragte ich.

»Hier stimmt was nicht.« Bills Stimme klang lauernd.

»Und was?«

»Keine Ahnung.« Er ging wieder vor. »Ich fühle mich plötzlich so matt, als hätte man mir Schlaftabletten gegeben.«

Unsere Waffen hatte man uns gelassen. Ich wurde den Verdacht nicht los, dass dies nicht aus reiner Vergesslichkeit geschehen war, sondern einen Grund hatte. Kali und ihre Diener würden uns schon auf eine andere Art und Weise klein kriegen. Davon war ich fest überzeugt. Ich glaubte auch nicht daran, dass Bill sich etwas eingebildet hatte. Einem Impuls folgend schaute ich auf die Uhr.

Trotz des Zeitsprungs war sie nicht stehengeblieben, aber es waren bereits Stunden vergangen.

Fünf genau!

Eine Zeitreise, die ich eigentlich in Minuten eingeschätzt hatte. Das war wirklich ein Phänomen, das ich nicht begriff.

Bill ging wieder vor. Noch bemerkten wir nichts, aber wir sahen, wie seine Schritte schleppend wurden, als wäre er gegen ein Hindernis gelaufen, das sichtbar in der Höhe aufgespannt worden war. Und es gab nur einen Eingang. Weiter vor, wo das Licht rotgelb leuchtete. Dort konnten wir hinein oder hinaus.

In welcher Falle steckten wir hier?

Bill ließ sich wieder nieder. »Verdammt!« fluchte er. »Mir kommt es vor, als wäre mein Kopf doppelt so dick. Dabei habe ich doch nichts getrunken und auch kein Gas eingeatmet.«

Gas!

»Das ist es, Bill!« rief ich. »Die blasen hier Gas in die Höhle, das uns matt setzen soll.«

»Stimmt nicht«, meldete sich Mandra Korab. »Schau mal nach oben!«

Wir hoben unsere Blicke.

Die Decke war ziemlich weit über uns und verschwand auch in der Dunkelheit. Trotzdem sahen wir die langen Fäden, die sich von oben lösten und langsam auf uns niederglitten.

»Was ist das?« flüsterte Bill.

»Sieht aus wie Bandwürmer«, murmelte ich.

»John, wir müssen es versuchen«, sagte Mandra Korab und stand auf.

»Nimm du das Schwert.«

Bill gab es mir gern.

Ich stand auf und schaute nach oben. Zwar glitten die roten, langen Fäden lautlos nach unten, aber sie stießen kleine, rötliche Wolken aus, die über unseren Köpfen schwebten.

Trugen sie dafür die Verantwortung, dass es uns so schlecht ging?

Eine andere Möglichkeit gab es eigentlich nicht, und auch ich spürte bereits die Wirkung. Meine Arme wurden schwer. Ich hatte Angst, das Schwert nicht mehr handhaben zu können.

Mit beiden Händen packte ich den Griff. Ich biss die Zähne so hart zusammen, dass es knirschte und versuchte, das Schwert in die Höhe zu bekommen. Damit wollte ich die nach unten gleitenden, roten Würmer zerschlagen.

Auch Mandra Korab probierte es und setzte dabei alle Kraft ein. Bei ihm trat das gleiche Phänomen ein wie bei mir. Auch er bekam

die Arme nicht mehr hoch.

Die Spitze meines Schwertes schwebte eine Handbreit über dem Boden, mehr war einfach nicht mehr zu machen. Ich keuchte, sammelte meine Kräfte und versuchte es weiter, denn aufgeben wollte ich nicht. Noch einmal reckte ich mich und sah weiterhin die Fäden von der Decke gleiten. Sie erinnerten mich an lange rote Würmer oder auch Schlangen, und aus winzigen Mäulern strömte dieses rote Gas, das sich wie ein gewaltiges Netz ausgebreitet hatte und bei jedem Atemzug tiefer in unsere Lungen hineingepumpt wurde.

Noch zwei Schritte!

Meine Beine gaben nach. Gleich musste ich fallen, doch es gelang mir, mich auf das Schwert abzustützen. Da stand ich nun. Wankend wie ein sehr junger Mensch, der soeben das Laufen lernt. Rechts von mir vernahm ich ein Stöhnen. Mandra Korab hatte das Geräusch ausgestoßen. Er fiel und schlug schwer zu Boden. Sein kurzes Schwert hielt er mit der rechten Hand umklammert. Wie es Bill ergangen war, konnte ich nicht sehen, er lag wahrscheinlich hinter mir.

Ich stand von uns dreien als einziger, aber auch nur, weil ich mich auf dem Griff meines Schwertes stützen konnte.

Wie lange noch?

Rötliche Nebelwolken schwebten vor meinem Gesicht. Weit riss ich die Augen auf, um die Wolken zu durchdringen, und dort, wo wir das rötliche Glosen zuerst gesehen hatten, erschien eine Gestalt.

Sie verschwamm bereits vor meinen Augen. Trotzdem gab ich mir Mühe, sie zu identifizieren.

Gesehen hatte ich sie bereits. Es war ein männliches Wesen.

Bis auf einen Lendenschurz war es nackt, über seinem Kopf leuchtete es weiß.

Ein Turban!

Jetzt wusste ich, wer da kam.

Sabra, der Diener der Göttin - Sabra, der Köpfer!

Und er hielt sein Schwert in der Hand, als er auf mich zukam. Sein Gesicht war eine Maske, auf der das teuflische Lächeln wie eingefroren wirkte.

Wollte er mich töten?

Jetzt und hier?

Wieder drang eine rote Wolke auf mich zu. Sie war zuviel. Der letzte Stoß, der mich von den Beinen riss. Ich konnte mich nicht mehr halten, auch nicht mehr auf dem Griff des Schwertes. Langsam kippte ich nach vorn. Genau auf den Köpfer zu! Vor dessen Füßen blieb ich hängen, aber das merkte ich nicht mehr.

»Die Maschine ist in Ordnung«, stellte Jim Marlowe nach einer Überprüfung des Flugzeuges fest. »Und es ist sogar eine Cessna, wie ich sie hatte.«

»Dann ist alles klar«, sagte Suko. »Wann können wir starten?«

»Ich muss erst auf der Karte nachschauen.«

Das Material fand der Pilot innerhalb des Cockpits. Suko stellte fest, dass Marlowe ein As war. Er rechnete nach, verglich, nickte ein paarmal und machte einen sehr zufriedenen Eindruck.

»Ja, da könnte es sein«, sagte er und deutete auf einen Punkt westlich von Kalkutta.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach. Ich habe nachgerechnet. Ich bin auf meiner Flucht am Ufer des Flusses gelandet und habe den Namen des Flusses ebenfalls erfahren können. Hier ist es.« Mit dem Zeigefinger zeichnete er eine blaue Linie nach.

»Das ist natürlich gut« sagte Suko. »Dann los.«

Der Start klappte reibungslos, und Jim Marlowe fand sich mit der Maschine sofort zurecht.

Mit Höchstgeschwindigkeit brausten sie in Richtung Westen und dabei dem Gebirge entgegen. Sie landeten auch noch mal zwischen und nahmen Benzin auf.

Suko hatte sich den Fallschirm schon umgeschnallt, Jim Marlowe flog ohne. Ein paarmal hatte er versucht, den Chinesen von seinem Vorhaben abzubringen, doch Suko hatte sich auf nichts eingelassen. Er kannte da kein Pardon.

Der Himmel war von einem herrlichen Dunkelblau. Ein unzählbares Sternenheer verteilte sich wie die Splitter von Diamanten auf dem dunklen Tuch.

Eine Tropennacht wie aus dem Bilderbuch. Normalerweise hätte Suko mehr als einen Blick dafür gehabt, doch seine Aufgabe war wichtiger. Er wusste nicht, ob seine Freunde noch lebten, und er wusste nicht, ob sie auch wirklich in dem Tempel der Göttin gefangen waren.

Wenn er nach unten schaute, sah er kein Licht. Aber er ahnte, dass unter ihm die dunkle und gefährliche Wand des Dschungels lag. Nach Sichtkontakt konnte Jim Marlowe nicht fliegen, er musste sich voll und ganz auf seine Elektronik verlassen, die in das Flugzeug eingebaut worden war. Mandra Korab hatte da nicht gespart, was sich jetzt als großer Vorteil herausstellte.

»Wir haben es bald!« rief Marlowe, als sie bereits an die vier Stunden unterwegs waren.

»Sagen Sie nur früh genug Bescheid, wenn ich abspringen muss«, forderte Suko.

»Klar.«

Weitere Minuten vergingen. Einmal glaubte Suko, ein sich bewegendes Licht zu sehen. Er machte Jim darauf aufmerksam, der jedoch hatte es auch schon entdeckt.

»Das müsste ein Boot sein.«

»Dann sind wir bereits dicht in der Nähe des Flusses.« Marlowe

grinste.

»Genau.«

Suko kam nicht umhin, dem Piloten seine Anerkennung auszusprechen.

Marlowe winkte ab. »Das ist alles nicht mehr so schlimm wie früher, wo es kaum elektronische Hilfen gab. Da hatten wir auch keine Suchscheinwerfer wie heute. In völliger Finsternis mussten wir über den Dschungel fliegen und unser Ziel suchen. Das war vielleicht eine Schau, kann ich Ihnen sagen.«

»Trotzdem ist es eine Leistung.«

Jim grinste. »Wenn Sie das sagen.« Dann wurde sein Gesicht ernst.

»Andere Frage, Meister, wie kommen Sie wieder zurück, vorausgesetzt, Sie schaffen es wirklich.«

»Wir schlagen uns zu Fuß bis zum Fluss durch. Wie Sie es auch getan haben.«

»Ist eine ganz schöne Plackerei.«

»Wissen Sie was Besseres?«

»Nein, ehrlich nicht, denn im Dschungel kann ich leider nicht landen.«

Er nickte Suko zu. »Ich fliege jetzt eine Runde. Machen Sie sich bereit.«

»Wir sind schon da?«

»Fast. Sind Sie schon mal gesprungen?«

»Mehrere Male«, erwiderte Suko.

»Das ist gut, da brauche ich Ihnen ja nichts zu sagen, was man als Pilot so alles mitbekommt.«

»Ja, aber nur im Traum«, erklärte Suko. »Als Fallschirmspringer habe ich noch keine Lorbeeren geerntet.«

Jim Marlowe sackte in seinem Sitz zusammen. »O Gott, dann wollen Sie wirklich springen?«

»Bleibt mir eine andere Wahl?«

»Wenn Sie es so sehen, nicht.«

Suko überprüfte seine Ausrüstung. Da saß alles an der richtigen Stelle.

Die Gurte waren straff, der Schirm ordnungsgemäß gepackt. Eigentlich konnte nichts schiefgehen.

Suko drehte sich von seinem Sitz. Noch lag ein Grinsen auf seinen Lippen.

Jim grinste nicht zurück. Er machte sich Sorgen. »Und geben Sie acht, dass Sie nicht in den Kronen irgendwelcher Bäume hängenbleiben. Das kann ärgerlich werden.«

»Danke für den Rat.« Suko befand sich schon am Ausstieg. Er löste die großen Riegel von der Tür und öffnete. Die Maschine befand sich jetzt in einem ruhigen Flug. Da war kein Wind mehr, der sie schüttelte. Für Jim Marlowe war es direkt eine Erholung, so zu fliegen. Und er war hoch genug gegangen, um dem Chinesen einen guten Ausstieg zu garantieren.

Die Tür war offen. Durch die Öffnung piffte der Wind. Er war kälter als am Boden und wühlte Sukos Haare auf. Er und Jim hatten ein Zeichen ausgemacht. Erst wenn das gegeben wurde, sollte Suko in die Tiefe springen.

Noch schaute er in Marlowes Richtung.

Das Zeichen. Den rechten Daumen stellte Jim in die Höhe und knickte ihn dann ab.

Suko verstand.

Für einen Moment schaute er in die Tiefe. Sie sah unheimlich aus, gerade weil er nichts sah. Keinen Weg, keine Straße, keinen Fluss und auch kein Licht.

Er musste ins Dunkel springen, ins Nichts...

Und Suko stieß sich ab. Instinktiv rollte er sich zusammen, wurde vom Wirbel gepackt, herumgeschleudert, als würden unsichtbare Hände an ihm zerren. Er wusste plötzlich nicht mehr, wo oben oder

unten war, sah die Positionslichter der Maschine immer kleiner werden und schließlich verglühen.

Er fiel.

Rauschen in seinen Ohren. Die Kleidung knatterte, der Wind spielte mit ihm, packte ihn, schleuderte und wuchtete ihn herum. Suko streckte Arme und Beine aus.

Wie viele Sekunden waren vergangen? Fünf, zehn, fünfzehn?

Die Leine!

Suko zog an der bestimmten Stelle, die er sich sehr gut gemerkt hatte.

Ein Ruck!

Urplötzlich und ungemein hart traf er Suko unter den Armen. Fast hätte der Chinese aufgebuhelt, denn über ihm schoss etwas Helles in die Höhe, das sich zu einem großen weißen Pilz entfaltete.

Der Fallschirm hatte funktioniert! Ein Alptraum aller Springer war auch bei Suko nicht eingetroffen, der sich nun auf die Landung konzentrieren musste.

Noch immer sah er nichts, wenn er seinen Kopf senkte und in die Tiefe schaute. Zudem kam er sich in dieser Haltung irgendwie hilflos vor, denn er konnte seine weitere Reise kaum beeinflussen. Nur durch heftige Bewegungen oder Pendeln und Schwingen des Körpers.

Als Zuschauer am Boden sieht man die Fallschirmspringer immer so langsam nach unten gleiten. Das war ein Irrtum. Suko kam die Geschwindigkeit ziemlich hoch vor, mit der er den Baumkronen des Dschungels immer näher glitt.

Angst verspürte er nicht. Der Chinese gehörte zu den Menschen, die dieses Gefühl ausschalten konnten. Er konzentrierte sich voll auf die Landung.

Und er sah etwas.

Einen noch dunkleren Schatten. Das Land war hügelig, schon

gebirgig zu nennen, und die Bäume wuchsen nicht in einer gleichmäßigen Höhe.

Auch Suko wurde von einer Spannung erfasst. Wo würde er landen?

Vielleicht drang er in eine Horde schlafender Affen ein und schreckte diese auf.

Die Bäume!

Er sah sie deutlicher. Sie wirkten wie eine schwarze Wand, gegen die er prallen musste. Unwillkürlich zog der Chinese die Beine an. Sekunden nur, dann...

Der Aufprall!

Weicher als erwartet im ersten Moment. Dann aber ging es los. Zweige brachen, auch kleine Äste, andere gaben nach. Suko schloss die Augen.

Er befand sich in einem Wirrwarr von Zweigen, Ästen und glatten Schlingpflanzen. Da peitschte und hieb es gegen sein Gesicht, riss die Haut auf, und plötzlich war die Umgebung erfüllt von einem heftigen, wilden Kreischen, wie es nur Affen ausstoßen konnten, wenn sie sich aufregten und andere Artgenossen warnen wollten.

Suko war geradewegs in einer schlafenden Affenhorde gelandet. Ein Tier suchte sich seine Schulter als Sprungbrett aus, hechtete weiter und verschwand.

Immer noch knackte und brach es. Zweige und Äste griffen nach ihm wie gierige Hände, aber der Fall hatte sich wesentlich verlangsamt. Der Baum stoppte.

Über ihm riss knirschend die Seide des Fallschirms. Weit entfernt glaubte er ein Brummen zu hören. Dann huschte der Kegel eines weißen Scheinwerfers für den Bruchteil einer Sekunde über ihn hinweg. Jim hatte den Suchscheinwerfer eingeschaltet, und Suko konnte erkennen, dass er in einem regelrechten Wirrwarr hing. Es musste ihm nur gelingen, mit den Füßen irgendwo Halt zu finden,

sonst erging es ihm wie den Springern, die festhingen und mit den Beinen über dem Boden baumelten, wobei sie nicht mehr wegkamen.

Ein letzter Ruck. Noch einmal gab der Fallschirm nach, dann hing der Chinese ruhig.

Geschafft!

Und er hatte auch Halt. Suko zog seine Füße an, streckte die Beine wieder aus und fand einen starken Ast, auf dem er sich abstützen konnte.

Das war's!

Das Kreischen der fliehenden Affen verlor sich in der Ferne. Die Tiere mussten einen Schock fürs Leben bekommen haben, als Suko ihre Ruhe störte.

Fünf Sekunden der Entspannung gönnte er sich. Dann musste er weiter.

Suko wunderte sich, wie einfach es war, den Fallschirm zu lösen. Als er es geschafft hatte, begann er mit der Kletterei. Langsam rutschte er nach unten. Suko suchte sich immer die starken Äste oder Zweige aus, die sein Gewicht auch hielten. Zweimal brachen sie ab, und der Chinese konnte sich nur durch rasches Nachfassen nach oben halten.

Es dauerte noch Minuten, bevor er den Erdboden erreicht hatte. Suko sprang nach unten. Er hatte sich noch Stiefel besorgt, und das war gut so, denn der Boden war feucht und sumpfig.

Die Natur um ihn herum beruhigte sich wieder. Aber der Dschungel lebte. Da war ein Wispern, Schaben und Raunen. Manchmal ein klagender Schrei und Krächzen oder ein grelles Pfeifen.

Undurchdringlich wirkte das Unterholz. Grüne Augen leuchteten manchmal wie Diamanten und verschwanden gedankenschnell, wenn Suko die Taschenlampe einschaltete und sie vom hellen Lichtstrahl geblendet wurden.

Der Chinese besaß einen Kompass. Außerdem eine Karte. Jim

Marlowe hatte ihn wirklich mit allen wichtigen Dingen versorgt. Trotzdem war es ein Glücksspiel, den Tempel in der Dunkelheit zu finden.

Der Dschungel glich einem Treibhaus. Das merkte Suko, als er die ersten Yards zurückgelegt hatte. Schon bald fing seine Kleidung an zu dampfen, und zahlreiche Insekten, angelockt durch den hellen Lichtstrahl, umtanzten ihn und suchten sich ausgerechnet sein Gesicht als kurzweiligen Landeplatz aus.

Mit dem Buschmesser schlug der Chinese sich den Weg frei. Es war eine kurze Machete, aber ungemein scharf. Suko kam gut voran und stoppte, als er vor sich ein Rauschen hörte.

Das war der Fluss, von dem Jim Marlowe gesprochen hatte. Wenig später bekam Suko die Annahme bestätigt.

Etwas Helles schimmerte durch das Gewirr des Unterholzes. Nun begann ebenfalls eine schwierige Phase. Suko stand am Ufer, schaute auf die glitzernden Fluten und musste nun den Weg zurückverfolgen, den Jim Marlowe gegangen war. Es würde eine Heidenarbeit werden.

Zum Glück hatte Marlowe sich die Richtung gemerkt. Beide hatten auch noch im Flugzeug die Karte studiert, und Suko hatte sie mitgenommen.

Im Schein der Taschenlampe schaute er sich den mit Kugelschreiber markierten Weg an. Das war nur die ungefähre Strecke, und er musste schon viel Glück haben, wenn er tatsächlich auf den Tempel treffen wollte.

Der Chinese war Optimist. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, dachte er und machte sich auf den Weg.

Es war ein hartes Stück Arbeit. Immer wieder musste er die Machete einsetzen, wenn zähes Gestrüpp oder von den Bäumen herabhängende Pflanzen ihn behindern wollten. Dieser tropische Regenwald hatte wirklich seine Tücken.

Vielleicht hätte Suko trotz aller Hilfsmittel, die ihm zur Verfügung standen, den Tempel nie gefunden, wenn er nicht auf den roten Schein aufmerksam geworden wäre.

Ein roter Schein inmitten des Dschungels!

Das war nicht normal und musste etwas zu bedeuten haben. Ob sich dort der Tempel befand?

Suko hielt die Richtung genau bei. Jetzt schneller als zuvor bewegte er sich voran. Er schlug sich mit dem Haumesser den Weg frei und arbeitete dabei verbissen, ohne den Schein jeweils aus den Augen zu lassen.

Je weiter er, vordrang, um so intensiver wurde das Leuchten. Und dann, praktisch ohne Übergang, hatte er sein Ziel erreicht. Plötzlich öffnete sich vor ihm die grüne Wand. Suko besaß einen freien Blick auf den Tempel.

Da lag er vor ihm!

Groß und wuchtig. Irgendwie an die Pyramiden im alten Ägypten erinnernd. Ein Teil des Tempels war verfallen, doch der Hauptteil stand noch.

Suko sah auch den Eingang.

Ein gewaltiges viereckiges Loch, aus dem auch das rote Licht drang und sich draußen wie eine Kuppel ausbreitete, die den gesamten Tempel umfasste.

Wirklich ein Phänomen!

Suko beging nicht den Fehler und rannte sofort los. Er schaute sich erst einmal um.

Soweit er erkennen konnte, lauerten vor dem Tempel und auch an den Seiten keine Gegner. Der Chinese war völlig allein. Und von seinen drei Freunden sah er ebenfalls keine Spuren. Wenn sie da waren, dann im Innern des Tempels.

Erst jetzt schritt der Chinese auf den Eingang zu. Er war sehr wachsam, achtete auf jedes Geräusch und wunderte sich, dass es um

den Tempel herum so still war. Wahrscheinlich hatten auch die Tiere des Dschungels gespürt, welches Grauen hinter diesen Mauern lauerte.

Zwei Schritte vor dem Eingang blieb der Chinese stehen. Die Lampe hatte er um seinen Hals gehängt. Im Gürtel steckten die Machete und die Dämonenpeitsche. Die Beretta mit den geweihten Silberkugeln war, wie auch der von Buddha vererbte Stab, in der Seitentasche verschwunden. Würden die Waffen ausreichen, um Kali zu vernichten?

Es war müßig, darüber lange nachzudenken. Probieren ging über studieren, so machte sich der Chinese daran, den Tempel zu betreten.

Er hatte kaum einen Schritt über die Schwelle gesetzt, als er den roten Vorhang sah.

Sofort stoppte Suko.

Es war natürlich kein Vorhang im eigentlichen Sinne.

Aber von der Decke hingen lange, dünne Würmer so dicht, dass sie schon einen Vorhang bildeten. Sie stießen auch rote Wolken aus, die einen Nebel in den Gang gelegt hatten.

Als Suko einatmete, schwindelte ihn. Er zuckte zurück, und für einen Moment erfasste ihn Resignation. Diese Sicherung war verdammt raffiniert ausgedacht. Wenn ein Mensch den Tempel betrat und einatmete, wurde er außer Gefecht gesetzt.

Eben durch diese langen roten Würmer.

An Aufgabe dachte Suko nicht. Wahrscheinlich waren die Würmer aufgeladen mit Schwarzer Magie, und er besaß etwas, womit er die Schwarze Magie bekämpfen konnte.

Seine Dämonenpeitsche!

Suko schlug einmal einen Kreis über den Boden, und augenblicklich rollten die drei Riemen heraus.

Jetzt war er bereit.

Sofort schlug der Chinese zu. Er verfolgte mit seinen Blicken die

drei Riemen, die schräg gegen die von der Decke herabhängenden Würmer hieben.

Suko hatte wirklich auf das richtige Pferd gesetzt, denn der Erfolg gab ihm recht.

Die magischen Würmer wurden zerstört. Als die Dämonenpeitsche sie berührte, da zischten sie auf, wurden grau, unansehnlich und zerbröckelten wie alter Lehm, den man zwischen den Fingern reibt. Der erste Schlag schon hatte eine gewaltige Lücke gerissen. Der nächste erweiterte die Lücke noch, so dass Suko ohne Schwierigkeiten den Tempel betreten konnte.

Und noch etwas geschah.

Die anderen Würmer zogen sich zurück, als würden sie spüren, dass hier jemand kam, dem sie nicht gewachsen waren. Sie ringelten sich auf und bewegten sich wieder der Decke entgegen, von der sie auch heruntergefallen waren.

Suko hatte freie Bahn.

Die Lampe brauchte er nicht. Der Schein im Innern des Tempels reichte völlig aus, um sich orientieren zu können. Vor sich sah Suko einen ziemlich langen, aber auch breiten Gang, der an seinem Ende vor einer Mauer endete. Jedenfalls sah es von Sukos Standpunkt so aus.

Der Chinese hatte lange genug gegen die Mächte der Finsternis gekämpft, um auch das Grauen zu spüren, das in diesem Tempel lauerte. Man konnte es nicht fassen oder sehen - es war einfach vorhanden. Als unsichtbarer Geist begleitete es Suko auf seinem Weg in das Innere des Tempels.

Dieser Tempel war von der Totengöttin gezeichnet.

Eine Gestalt.

Suko sah sie urplötzlich. Sie erschien dort, wo der Gang sein Ende hatte.

Der Chinese blieb für einen Moment stehen und schaute der Gestalt

entgegen.

Es war ein Mensch.

Ein nackter Oberkörper mit drei Augen auf der Brust. Ein Lendenschurz, der weiße Turban und das Schwert.

Sabra, der Köpfer, stand Suko gegenüber.

Und er griff an!

Uns ging es mies.

Verdammt mies sogar! Denn wehren konnten wir uns nicht. Dabei waren wir nicht einmal gefesselt oder irgendwo festgebunden, und dennoch befanden wir uns in der Gewalt der Göttin.

Vier Arme hatte sie.

Und drei Arme hatten zugegriffen. Gewaltige Hände umklammerten uns in der Körpermitte. Wir konnten uns bewegen, Arme und Beine anwinkeln und ausstrecken, aber das nützte nicht viel, die Göttin war letzten Endes stärker.

Mich hielt der rechte Arm der Göttin umklammert. Und zwar der, der aus der Schulter wuchs. Hoch schwebte ich über dem Boden, und wenn mich die Hand plötzlich losließ und ich nach unten fiel, war es durchaus möglich, dass ich mir das Genick brach.

Mandra Korab erging es nicht anders. Er war von der Hand des Armes gepackt worden, der aus der linken Schulter wuchs. Wenn ich den Kopf hob, konnte ich ihn sehen. Sein Gesichtsausdruck wirkte wild entschlossen. Er zeigte mir, dass Mandra Korab auf keinen Fall aufgeben wollte.

Und Bill?

Ich brauchte nur nach unten zu blicken, dann sah ich ihn. Er war vom dritten Arm der Göttin umklammert worden, während unter ihm auf dem felsigen Boden Desteros Schwert lag.

Zusammengenommen sahen unsere Chancen verdammt mies aus.

Ich sah auch die Göttin.

Allerdings nicht in der Farbe, wie ich sie auch auf dem Bild gesehen hatte. Nein, hier schimmerte sie golden, und eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Goldenen Buddha fiel mir auf. Auch er war eine gewaltige Figur, die dennoch lebte.

Dicht vor mir erkannte ich die makabere Kette. Sie bestand tatsächlich aus Menschenköpfen, die jetzt einen goldenen Schimmer zeigten, und für mich trotzdem nichts von ihrem Schrecken verloren hatten.

Völlig okay fühlte ich mich noch nicht. In meinem Kopf war noch immer ein dumpfes Gefühl. Die Nachwirkungen des eingeatmeten Gases machten sich sehr wohl bemerkbar.

Wie kamen wir hier raus?

Durch den Griff der großen goldenen Hand wurden wir so hart umklammert, dass es kaum möglich war, an die Waffen zu gelangen. Die einzige Chance war vielleicht mein Kreuz, aber würde es der Todesgöttin paroli bieten können?

Schritte unterbrachen mein Nachdenken. Wir sahen die Person nicht, die sich der großen Figur näherte, weil sie aus dem Hintergrund der Tempelhalle heranschritt. Erst als sie vor der Figur stand, erkannten wir sie.

Es war der Köpfer!

Er lachte, als er uns sah. Seine Augen leuchteten, und auch die Tätowierung auf seiner Brust strahlte in einem düsteren Feuer. »Darauf habe ich gewartet«, sagte er. »Ich wusste, dass ihr kommen würdet und habe euch gebührend empfangen. Die Totendiener der Kali habt ihr vernichten können, es war nicht schwer, das gebe ich zu, aber jetzt, wo die Göttin euch selbst hat, seid ihr verloren.« Er lachte laut und wild. Das Echo schwang durch die Höhle, und im nächsten Augenblick fiel er vor der Göttin auf die Knie.

»Zeig dich, Kali. Zeige ihnen, den Frevlern, dein wahres Gesicht, dessen Anblick allein einen Menschen wahnsinnig machen kann!«

Und Kali gehorchte.

Sie verwandelte sich. Wie von Zauberhand weggewischt, verschwand die goldene Farbe auf ihrem Körper. Sie schuf Platz für ihr wahres grausames Aussehen.

Schwarz wie die Nacht wurde die Haut. Wir sahen das große, hässliche, boshafte Gesicht, die wirren, dunklen Haare, in denen das klebrige Blut verteilt war, und ich sah plötzlich das Blut an meinem und an den Körpern meiner Freunde herabrinnen, weil die Göttin ebenfalls blutige Handflächen aufwies.

Auch von der makaberen Kette verschwand die goldene Farbe. Wir sahen die Köpfe, wie sie wirklich waren.

Blasse Gesichter, manche mit Stockflecken versehen, wie sie Leichen zeigen, aufgedunsene Haut, aber was das schlimmste war: Die Köpfe lebten.

Sie rollten mit den Augen, Münder öffneten sich, ich sah lappige Zungen, dunkle Rachen, und wenn ich meinen Blick hob und in das Gesicht der Todesgöttin schaute, erkannte ich in dem Schwarz das Rot der beiden glühenden Augen.

Kali existierte und lebte tatsächlich! Sie war nicht nur eine Einbildung ihrer Diener, kein Märchen, wir sahen sie vor uns und befanden uns zudem in ihrer Gewalt.

Sabra schaute der Verwandlung zu. Er kniete noch immer und beugte seinen Oberkörper so weit vor, dass er mit der Stirn den Boden berühren konnte. In dieser Demutshaltung blieb er auch, bis die Verwandlung vollständig abgeschlossen war.

Kali öffnete ihr Maul.

Schwaden, grün und wie dichter Dampf wirkend, drangen daraus hervor.

Zum Glück hüllten sie uns nicht ein, sondern stiegen der Decke entgegen, wo sie sich verteilten.

Sabra stand auf. Er hatte sein Schwert gezogen und schwang es

wild im Kreis. Dabei hatte ich Angst um Bill Conolly, denn die Spitze der Klinge wischte sehr nahe an seinem Gesicht vorbei.

»Kali, Göttin des Todes, der Nacht und der Finsternis!« schrie Sabra.

»Ich habe dir diese Männer gebracht, weil sie nicht an dich glauben. Sie sind Frevler, Menschen, die dich töten wollen und ächten. Jetzt befinden sie sich in deiner Gewalt. Und ich, Sabra, werde mich an ihnen rächen. Ich schlage ihnen die Köpfe ab, damit wir deine Kette noch erweitern können. Drei neue Köpfe werden dich noch stärker machen und auf der Leiter der hohen Dämonen ganz nach oben bringen. Denn diese drei sind Erzfeinde. Man wird dir danken, deine Macht wird wachsen und sich auf der gesamten Welt verbreiten. Die Menschen werden wieder flüsternd und angsterfüllt deinen Namen aussprechen. Diese Fremden haben Diener von dir getötet, nun bist du an der Reihe, dich zu rächen. Ich werde dir ihre Köpfe zu Füßen legen. Ich werde...«

Er sprach plötzlich nicht mehr weiter. Vorher hatte er bewusst in unserer Heimatsprache geredet, damit wir ihn auch verstanden, aber nun war er verstummt.

Er duckte sich dabei, als hätte ihn jemand geschlagen, und drehte sich dann langsam herum.

Was war geschehen?

Schleichend ging Sabra ein paar Schritte nach vorn, bis er den Ausgang dieser Tempelhalle erreicht hatte, schaute um die Ecke und lauschte gleichzeitig.

Sekunden verstrichen. Es wurde still, und auch von uns wagte niemand, ein Wort zu sagen. Dann schnellte Sabra herum, und er deutete auf uns.

»Sie bekommen Hilfe«, sagte er. »Der vierte Mann dringt in den Tempel ein!«

Himmel, das konnte nur Suko sein! Hoffnung erfasste mich, auch

Mandra Korab und Bill erlebten dieses Gefühl Sollte es Suko wirklich geschafft und das Unmögliche wahr gemacht haben?

Alles deutete darauf hin. Und Sabra würde versuchen, ihn zu töten.

Da musste er sich warm anziehen, denn der Chinese war nicht so ohne weiteres zu besiegen.

Ich sah die Welt und meine Lage auf einmal mit völlig anderen Augen.

Brutal wurde unsere Hoffnung zerstört, denn Sabra rief: »Ich muss kämpfen, Kali. Jetzt kann ich dir die Köpfe nicht bringen. Nimm sie dir selbst. Friss sie auf!«

Machete gegen Schwert!

So sah die Wahl der Waffen aus, und Suko hoffte, dass er einen Sieg davontragen würde, obwohl er diesen Sabra auf keinen Fall unterschätzen durfte.

Beide Waffen klirrten gegeneinander. Sabra hatte sich auf Suko zugewuchtet, und der Chinese parierte gut.

Dann hob er sein rechtes Bein, traf Sabra mit dem Knie und stieß ihn zurück.

Der Inder drehte sich, wobei er sein Schwert mitschwang und den Arm ausgestreckt hielt. Hätte Suko nachgesetzt, wäre er wahrscheinlich in die Klinge gelaufen.

So aber rutschte sie an ihm vorbei, und Suko drosch mit der Machete zu.

Es war ein wuchtiger Hieb, er sollte dem Inder das Schwert aus der Hand fegen, doch Sabra hielt eisern fest. So leicht gab er nicht auf. Er sprang zurück und lachte wild. Dabei aktivierte er seine inneren Kräfte, die ihn mit dem großen Schiwa verbanden.

Drei Augen auf der Brust.

Bisher hatten sie leer geblickt. Nun aber nahmen ihre Pupillen eine andere Farbe an. Ein heller grüner Schein füllte sie aus, der von

Sekunde zu Sekunde intensiver wurde und schließlich aufstrahlte, als würden starke Lampen innerhalb des Körpers den Schein verbreiten.

Obwohl nicht weiß und hell, wurde der Chineser geblendet. Er musste zurück.

Sabra registrierte es mit Schadenfreude. Es war das Zeichen für seinen Angriff. Er wollte den Chinesen töten, der schützend seinen freien Arm vor die Augen hielt.

Sabras Schrei zitterte durch den Tempelgang und fand an den Wänden ein schauriges Echo.

Er schlug zu.

Von oben nach unten führte er das Schwert. Suko bekam seine Machete zwar hoch, hielt die kurze Klinge auch waagrecht dagegen, doch er hatte der ungemein heftigen Aufprallwucht nichts entgegenzusetzen. Die Machete wurde ihm aus den Fingern gerissen und klirrte zu Boden.

Wieder drosch Sabra auf Suko ein.

Der Chineser verdankte es nur seinen Reflexen, dass er mit dem Leben davonkam. Plötzlich lag er am Boden, überrollte sich, warf sich auch zur Seite und hörte, wie die Klinge dicht neben ihm auf einen Stein hieb und ihn zerteilte, mit so einer Wucht hatte der Inder zugeschlagen.

Der nächste Hieb würde und musste treffen, da gab sich Suko keinerlei Illusionen hin.

Auf dem Rücken liegend schnellte er vor. Seine dabei ausgestreckten Beine fanden ihr Ziel.

Er verspürte etwas Weiches und vernahm einen wilden Fluch, als Sabra zurückgeschleudert wurde. Suko war schneller auf den Füßen als der Inder. Er riskierte alles. Noch hatte er die Dämonenpeitsche. Trotz der Blendung riss er die Augen weit auf und hieb einfach hinein in das grüne Zentrum.

Er hörte es klatschen.

Treffer!

Ein Schrei. Grell und markerschütternd zitterte er durch den Gang. Er schmerzte in Sukos Ohren. Das grüne Licht wurde schwächer und war im nächsten Moment völlig verschwunden. Weit riss der Chinese die Augen auf. Leider spürte er noch immer die Nachwirkungen der Blendung, er konnte nichts sehen, nur allmählich kristallisierten sich die Umrisse der Höhle und die seines Gegners hervor.

Sabra lag am Boden.

Er war nur noch ein schreiendes, hilfloses Bündel. Beide Hände hielt er dort auf die Brust gepresst, wo zuvor die drei Augen des Gottes Schiwa zu sehen gewesen waren. Jetzt gab es sie nicht mehr.

Die Dämonenpeitsche hatte sie zerstört und an dieser Stelle eine gewaltige Wunde gerissen, aus der zittrige, dünne Rauchfäden quollen und der Decke entgegenstiegen.

Gleichzeitig setzte ein Alterungsprozess bei Sabra ein. Sein Gesicht verfiel, die Haut wurde grau und brüchig, die Augen verloren jeglichen Glanz.

Fingernägel fielen ab...

Ein letztes jammervolles Stöhnen drang aus dem Mund des Götzendieners, dann starb er.

Als Greis blieb er liegen.

Suko atmete auf.

Einen Teilsieg hatte er errungen. Er war seiner eigentlichen Aufgabe ein kleines Stück nähergekommen. Mehr aber nicht. Die Freunde hatte er noch immer nicht gefunden, und er brauchte kein Hellseher zu sein, um zu wissen, dass es ihnen verdammt schlecht ging.

Der Chinese begann zu rennen...

Uns ging es wirklich nicht gut!

Kali hatte die Aufforderung ihres Dieners genau verstanden und handelte sofort.

Zuerst bewegte sie ihre Arme. Aber nicht einzeln, sondern alle vier zur gleichen Zeit. Das wurde für uns mehr als gefährlich. Ich wurde nach unten gedrückt, und Bill Conolly nach oben. Mit Schrecken erkannte ich, dass wir uns immer mehr näherten und wuchtig zusammenprallen würden.

Im letzten Augenblick zog Kali ihre Hand, in der ich mich befand, nach innen. Bill verfehlte mich, ich aber wurde auf die Brust der Totengöttin zgedrückt, und genau dort hing die Kette aus Köpfen. Ich sah sie natürlich groß vor mir auftauchen, hob meine Arme und packte mit den Händen das Kreuz.

Bevor ich noch gegen die Kette prallte, berührte das geweihte Kreuz einen Kopf.

Ein Zischen ertönte.

Und ein Schrei.

Er war leise und doch laut, weil er dicht neben meinem Ohr abgegeben worden war. Ich hatte das Gefühl, dass er aus einer Dimension kommen würde, und er verwehte wie ein Hauch in der Unendlichkeit.

Der Kopf zerbrach.

In mehreren Stücken fiel er dem Boden entgegen, wo sich die Reste auflösten.

Die Kette war gebrochen.

Jetzt drehte Kali durch. Sie war nicht mehr zu halten und brüllte aus Leibeskräften. Der aus ihrem Schlund dringende Schrei zerfetzte mir fast das Trommelfell. Plötzlich wirbelte ich wieder von der Brust der Göttin weg und prallte im nächsten Augenblick mit Mandra Korab zusammen, der schlimmer dran war als Bill und ich, denn die große Klaue hielt auch noch seine am Körper gepressten Arme umfassen.

Der Schmerz tobte durch meinen Kopf. Gleichzeitig wurde ich dem Boden entgegengedrückt, die Göttin war wie rasend, und ich bemerkte, wie ihre Augen zu rotierenden Feuerrädern wurden und sie gleichzeitig das Maul so weit aufriß, wie es nur eben ging.

Das war ein Höllenschlund, in dem auch Menschen verschwinden konnten!

Gab es noch eine Chance?

»John!«

Bills Schrei. Auch er war von dem Arm der Totengöttin dem Boden entgegengedrückt worden, aber damit hatte sie einen Fehler gemacht.

Bill konnte seinen Arm ausstrecken und das auf der Erde liegende Schwert packen.

Bevor sich der Arm wieder nach oben bewegte, hatte er zugepackt, und das Schwert an sich gerissen. Mit beiden Händen umfasste er den Griff, wobei er sich nicht traute, zuzuschlagen, denn durch die wirbelnden, unkontrollierten Bewegungen der Todesgöttin konnte er zu leicht Mandra Korab oder mich treffen.

Ich versuchte, mich im harten Griff der Göttin zu drehen. Es gelang mir nicht. Luft bekam ich kaum noch. In ihrer wilden Panik drückte sie noch fester zu, so dass ich Angst bekam, sie würde mir die Knochen brechen.

Wieder wurde Bill angehoben, während die Göttin Mandra Korab gegen den Boden schmettete.

Mich hob sie ebenfalls an, und ich näherte mich in rasender Geschwindigkeit ihrem gefährlichen Maul.

Sollte ich darin verschwinden? Als erster von ihr gefressen werden?

Vielleicht für die Länge von einer Sekunde befand sich Bill Conolly neben mir. Und auch seine ausgestreckten Arme, deren Hände das Schwert festhielten.

Auch ich sah die Klinge, und ich wusste, was der Reporter

vorhatte. Er wollte mir die Waffe geben, denn ich befand mich näher am Kopf der Göttin.

Es kam wirklich auf den Bruchteil einer Sekunde an. Wenn ich danebengriff, war alles verloren.

Bill ließ den Griff los.

Ich packte zu - und hielt fest. Verdammt, ich hatte es.

Schon wurde ich herumgeschleudert. Abermals auf den Schlund der Göttin zu, und diesmal, das wusste ich genau, würde sie mich nicht mehr verschonen.

Ich aber auch nicht.

Wie zuvor Bill Conolly, hielt ich die von Destero eroberte Waffe mit beiden Händen am Griff. Als ich mich dicht vor dem Gesicht der Göttin befand, da stach ich zu.

Nicht in den Schlund, nicht ins Kinn, sondern in das linke Auge.

Volltreffer!

Fast bis zur Hälfte verschwand die Klinge in dem rotierenden Feuerrad.

Im gleichen Moment zuckte die Göttin zusammen. Sie musste einen ungeheueren Schmerz verspüren, ein Zittern lief durch ihre Gestalt, das auch die Arme erfasste. Während ich die Klinge aus dem Auge zog, wurde ich ebenfalls von den Schwingungen durchgeschüttelt.

Dicht vor dem gefräßigen und gefährlichen Maul war ich zur Ruhe gekommen, und ich fragte mich, ob sie es noch schaffte, mich hineinzudrängen.

Ich stöhnte und schrie, als es mir endlich gelang, das Schwert aus dem Auge zu ziehen.

Dann hieb ich zu.

Schräg fuhr die Klinge in das steinerne, aber dennoch lebende, pechschwarze Gesicht der Göttin. Ein breiter riss klaffte in der Seite.

Schwarze Magie kämpfte gegen Schwarze Magie, und meine, auf

die ich mich verließ, war stärker.

Ein breiter Strom aus grünem Dämonenblut drängte aus der Wunde und übergoss zum Teil auch mich.

Seltsam, dass ich in diesen Sekunden an mein Kreuz denken musste.

Warum zeigte es keine Wirkung? Warum hatte es zuvor reagiert? Es gab mir immer mehr Rätsel auf, von denen ich hoffte, dass ich sie irgendwann einmal lösen konnte.

Jetzt ging es um die Göttin.

»John!«

Diesmal schrie Mandra Korab. »Vorsicht, John!«

Er hatte mich nicht vor der Göttin warnen wollen, sondern vor seiner eigenen Aktivität. Aus welchem Grund hatte die Göttin ihn losgelassen.

Er war auch nicht bei dem Aufprall Bewusstlos geworden, sondern kniete am Boden und hatte freie Bahn für seine Dolche.

Er schleuderte sie.

Ein Schatten wischte dicht an meinem Ohr vorbei. Dann sah ich, wie der Dolch zuschlug. Dicht unter dem zerstörten Auge fand er sein Ziel.

Der nächste traf das Auge.

Wiederum ging ein Zittern durch die Gestalt. Ich nahm die Gelegenheit wahr und hieb mit dem Schwert zu. Dabei trennte ich die Kette der Göttin endgültig auf.

Der nächste Schlag. Schräg von mir geführt, traf er ihren Hals, dann flog wieder ein Dolch und hieb mit einem dumpfen Laut in die Stirn der Todesgöttin, dicht unter dem pechschwarzen Haarkranz.

Kali wankte.

Und verdammt, sie hielt mich immer noch fest. Voller Wut hieb ich abermals zu, als die Göttin ihren Arm in wilder Panik nach unten hämmerte.

Sie würde mich zerschmettern. Sie würde...

Etwas klatschte, dann spürte ich Arme, die sich um meine Beine gelegt hatten und eisern festhielten.

Gleichzeitig brachen die Finger der Göttin ab. Ich fiel, wurde aber aufgefangen und vernahm Sukos Stimme an meinem Ohr.

»Keine Panik auf der Titanic!«

Schwankend stand ich für einen Moment auf den Beinen, bis sich alles vor meinen Augen drehte und ich zusammenbrach. Dabei hätte ich heulen können vor Freude.

Mandra schleuderte die Dolche.

Sieben besaß er davon.

Und er jagte die restlichen in den Körper der unheimlichen Todesgöttin.

Auch Suko kämpfte. Mit der Dämonenpeitsche drosch er zu. Regelrechte Stücke fielen aus dem Körper der lebenden Statue. In Strömen ergoss sich die grüne Flüssigkeit aus beiden Augenhöhlen und sammelte sich auf dem Boden zu einem See aus Dämonenblut.

Dann fiel der Kopf ab. Hart krachte er zu Boden. Wir alle hörten das Splittern und sahen zu, wie er zerbrach.

Das schwarze Haar erinnerte mich an Drahtgeflecht, das sich langsam zusammenringelte, grau und brüchig wurde und dann verging. Kali war erledigt und mit ihr auch die makabere Kette. Alle Köpfe hatten sich aufgelöst.

Wir begaben uns in sichere Deckung und schauten zu, wie sie endgültig verging. Zurück blieben Reste, die auch bald zu Staub werden würden. Gab es die Göttin jetzt nicht mehr?

Dies zu glauben, wäre ein Irrtum gewesen. Das war nicht die echte Kali gewesen, sondern eine durch Schwarze Magie erweckte Statue. Aber wir hatten der echten und ihrem Totenkult eine große Niederlage beigebracht. Es würde dauern, bis ihre zahlreichen Diener, die sie unter den Menschen hatte, sich wieder erholten. Erst musste sie neu beschworen werden, und ihre Anhänger mussten auch

ein Versteck finden, wo sie die Todesgöttin anbeten konnten.

Während Mandra Korab die Dolche einsammelte, wandte ich mich an Suko. »Du bist spät gekommen, alter Halunke.«

Suko nickte zerknirscht. »Zu spät, John, aber Sabra musste erst aus dem Weg geräumt werden.«

»Du hast ihn geschafft?«

»Sicher.«

Mit dieser Antwort konnten wir alle zufrieden sein.

Vor uns lag eine Nacht im Dschungel. Wir hielten uns nicht im Innern des Tempels auf, sondern draußen. Das war gut so, denn das alte Gebäude konnte den Tod der Göttin nicht verkraften.

Als die Morgendämmerung die langen Schatten der Nacht verdrängte, da hörten wir das Rumoren, Stöhnen und Ächzen. Hastig sprangen wir auf, rannten weg, blieben in sicherer Entfernung stehen und sahen die breiten Risse, die das Gemäuer durchzogen.

Sekunden später brach der Tempel zusammen. Vom Geist des Bösen war er erfüllt gewesen. Das Böse aber existierte nicht mehr, deshalb hatte auch der Tempel kein Recht, länger bestehen zu bleiben. Wir aber kämpften uns durch den Dschungel. Der Weg wurde zu einer wahren Hölle. Ein paarmal verliefen wir uns.

Ich musste mit dem Schwert zwei Schlangen töten, und als wir nach Stunden endlich den Fluss erreicht hatten, sanken wir erschöpft nieder. Allzu lange gönnte man uns keine Pause. Ein Suchboot erschien. Vom am Bug stand ein Mann, den wir gut kannten.

Jim Marlowe. Er hielt ein Glas vor seine Augen und hatte uns schon entdeckt.

An Bord bekamen wir zu essen und zu trinken. Und alle fielen wir in einen bleiernen Schlaf.

In der nächsten Stadt stand Mandra Korabs Maschine. Mit ihr und Jim als Pilot flogen wir wieder nach Kalkutta. Dort führte uns der

erste Weg zum Telefon. In London warteten einige Menschen auf Nachricht. Wir wollten sie nicht länger im unklaren lassen. Ich telefonierte mit Sir James, der verlangte, dass wir in die nächste Maschine stiegen und zurückflogen.

Doch auf dem Ohr war ich taub. Außerdem herrschte ein Rauschen in der Leitung, so dass ich nichts verstand.

Mandra Korab freute sich. Drei Tage noch blieben wir bei ihm als Gäste und erlebten Indien von einer anderen Seite.

Als Märchenland...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 115 »Invasion der Riesenkäfer«